



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreissigster Jahrgang.

N^o 29.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman
von

Sans Dachsenhusen.

XLI.

John hatte wohl nicht so ganz Unrecht, wenn er sagte,
der Himmel übe nicht immer sein Privileg, die Schlechten

hienieden schon zu bestrafen, denn Eschenburg lebte wie
ein Fürst und hatte ein seltenes Glück in seinen Opera-
tionen.

Er hatte eben die Gewohnheit, seine Opfer mit un-
ermüdlicher Ausdauer zu suchen, und sie dann langsam
derart in sein Netz zu spinnen, daß nur ganz unberechenbare
Zwischenfälle sie retten konnten. Dabei gab er mit vollen
Händen an seine Complicen und Agenten, die mit reichen
Prozenten theilhaftig wurden und deshalb stets seinem Will

zu Gebote standen, immer im Voraus gewiß, daß Eschen-
burg Alles schon zu unfehlbarem Gelingen vorbereitet, wenn
er sie zur Mitwirkung aufbot.

Die Schilderung, die er John damals von seiner
„Affoziation“ gemacht, war wohl hinsichtlich der Ausbreitung
und ihres gesellschaftlichen Einflusses ein wenig übertrieben,
indes nicht ganz unberechtigt; er hatte ihm nur verschwiegen,
daß er selbst die Seele dieser Bande von Hochstaplern,
falschen Spielern und Schnapphähnen jeder Art, jeder ge-



Eine Orientalin. Originalzeichnung von Peter Krämer. (S. 339.)

gesellschaftlichen Stellung sei, daß er der Rigeunerkönig dieser gefährlichen, in jeder Gesellschaftssphäre operierenden Genossenschaft.

Seit lange hatte er vielleicht zum ersten Male nicht ganz den richtigen Griff gethan, indem er John von der Reden in seine Interessen hineinzog, aber er bedurfte desselben als des intimen Freundes des von ihm so lange und konsequent gesuchten und dann verfolgten Opfers und war mit ihm bisher zufrieden. Es war nur ein Uebelstand für ihn, daß John bereits mit Valeska bekannt, die dem Letzteren Veranlassung gab, Eschenburg's Uueigennützigkeit als Gauner zu bezweifeln, und deshalb auch für sich auf diese Tugend zu verzichten.

Ein Mann wie Wolf, ohne jede Lebensklugheit, mit dem Bedürfnis, sich von der ganzen Welt abzuschließen, und doch gezwungen mit dem Strom zu schwimmen, dabei abgeneigt, sich Anderen mitzuthellen, Anderer Rath zu hören — er mußte dem Einen blindlings folgen, der es verstand, sich ausschließlich sein Vertrauen zu gewinnen.

Eschenburg war deshalb sein Rathgeber in allen finanziellen Angelegenheiten geworden, denn er hörte ihn nicht nur mit erstaunlicher Sachkenntnis und Erfahrung sprechen, er hörte ihn auch als eine Autorität von allen Seiten rühmen — nämlich von Seiten Derer, mit denen Eschenburg ihn zu seinen Zwecken in Beziehung gebracht.

Der Letztere mußte deshalb sehr bald, wie groß sein Vermögen; er verwickelte ihn in Spekulationen, deren Berechnungen er leitete. Er addirte ihm Gewinne heraus, die auf dem Papier namentlich für den verlockend erschienen, der nicht zu rechnen versteht; er warnte ihn, Beispiele anführend, etwaige Rathschläge seines Bankhauses zu befolgen, da die Bankiers ihren Kunden die schlechtesten Effekten, die sie los sein wollten, aufzuhängen gewohnt seien, und engagirte ihn in phantastische Unternehmungen, die seine Freunde, Winklagenten, durch bestechliche Börsenblätter ausposaunen ließen; er sandte ihm auch wichtige Dividenden in's Haus und berechnete ihm immer wieder hier und dort einen Gewinn, der ihm auch gezahlt wurde.

Während Wolf aber ein schwerer Mann zu sein glaubte, hatte er den Kasten voll von mehr als fraglichen Effekten, und Eschenburg täuschte auch das Bankhaus über die Verwendung all' der Summen, in dem Comptoir erzählend, Baron Hangenstein habe wieder einen Gütercomplex angekauft, denn daß dieser nicht selbst von der Verwendung der erhobenen Kapitalien sprechen werde, dafür kannte er seinen verschlossenen Freund hinreichend.

Wolf zählte übrigens nicht einmal die Dividenden, die er durch Eschenburg's kluge Rathschläge einnahm; er zählte auch nicht, was er verspielte, was er für edle Pferde ausgab, was die Wiederherstellung seines Familiensitzes kostete. Er bezog Summen zu Hunderttausenden von seinem Bankhaus, das sich wenig Sorge um die Verwendung machte, weil es nicht gefragt wurde, denn Wolf, wenn er persönlich kam, erschien eben nur an dem Schalter des Kassiers, empfing sein Geld und entfernte sich wieder.

Auch das gesellschaftliche Hürdenrennen, in welches man ihn hineingerissen, stumpfte ihn gegen pekuniäre Angelegenheiten ab, und jetzt endlich hatte ihn Eschenburg da, wohin er ihn hatte bringen wollen: während er sich immer den Schein gegeben, als sei er der größte Verehrer der Schönheit und Tugend der jungen Frau, hatte er Wolf doch die Ueberzeugung beigebracht, daß er die größte Thorheit begangen, als er sich Hals über Kopf in eine unglückliche Ehe gestürzt.

„Ich taue nicht zum Ehemann!“ hatte ihm Wolf oft gesagt, aber Lucy hatte so viel Liebendwerthes, das ihn immer wieder mit dem versöhnte, was er seine größte Dummheit nannte, bis dieser unselige Valerio erscheinen mußte, dessen hartnäckige Leidenschaft den Funken in das Pulverfaß warf.

Und Eschenburg's Glück mußte auch noch das Aeußerste gelingen! Er, der seit dem frühen Morgen schon das Haus Wolf's und das Pablo's hatte bewachen lassen, er wußte, daß Lucy ihre arme Schwester in ihre Wohnung begleitet, daß Valerio sehr aufgeregt schon zweimal den Weg zu Pablo's Wohnung gemacht. Die Pflicht als Hausfreund, sich persönlich nach dem Befinden des kranken Irrenden zu erkundigen, gab ihm einen günstigen Vorwand, Wolf mit sich in diese Wohnung zu schleppen. Und da mußte dieser Zeuge des Moments sein, in welchem der sanguinische Valerio sich vor Lucy's Füße geworfen, ihre Kniee umklammerte. Eschenburg, die junge Frau besser kennend als ihr eigener Gatte, hatte bei diesem Anblick eiligst die Thür wieder geschlossen, scheinbar aus Barmherzigkeit für den Betrogenen, in Wirklichkeit aber, um diejenige nicht Zeit zu lassen, auch mit anzusehen, was von einer tugendhaften Frau in dieser Situation zu erwarten war.

Eschenburg hatte somit sein Spiel gewonnen. Es galt, Wolf von einer unmittelbaren That abzuhalten. Und auch hierin begünstigte ihn der Zufall, denn Pablo trat eben mit dem Arzt in den Korridor, in welchem Wolf durch den Anblick dieser Szene wie vom Blitz getroffen dastand. Pablo ergriß in seiner Aufregung Wolf's Hand, um ihm herzlich für seine Theilnahme zu danken und ihm über Ernesta's Zustand zu erzählen. Auch der Arzt sagte ihm artig, Eschenburg selbst bedachte inzwischen mit seiner Person die Thür zum Salon und so gelang es ihm, Wolf, der in seiner Empörung und Verwirrung keiner Antwort fähig gewesen, die Treppe hinab und zum Hause hinaus zu schleppen.

„Keine Uebereilung! Keine Thorheit!“ beschwor er ihn hier, als Wolf den mächtigen Rücken gegen das Thor lehnte und, während seine Brust mit tiefen und heftigen Zügen arbeitete, auf den Boden starrte. „Was geschehen, ist allerdings unerhört und hat auch mich vollständig irre gemacht in meinem Urtheil, aber Fassung, Ueberlegung, armer Freund! Ich hätte das nicht geglaubt, aber sie ist ein Weib! Vielleicht, wahrlich eine erste Liebe; aber das rechtfertigt nimmer...“

Wolf richtete sich auf; mit zusammengezogenen Brauen, die Augen halb geschlossen, die herabhängenden Hände geballt, wandte er das Antlitz zur Thür zurück.

„Nur nicht jetzt, ich beschwöre Sie! Bedenken Sie den Zustand der Kranken! Sie sind ein Mann; Sie sollen wie ein solcher handeln, mit Ruhe und Bewußtsein!“ Eschenburg hatte sich zwischen ihn und das Thor gedrängt und legte ihm die Hand vor die Brust. „Der Gegner ist Ihrer kaum würdig, ein junger, unbefonnener Mann, von dem Sie ein Druck Ihrer Hand befreien könnten; aber wäre Ihr verlorenes Glück dadurch wieder hergestellt? Kommen Sie, ich beschwöre Sie, und hören Sie die Meinung eines ältern Freundes, der, ich bekenne Ihnen jetzt, was ich stets verschwiegen, leider aus Erfahrung sprechen kann.“

Er zog ihn mit sich fort, der wie betäubt seinen Arm ihm überließ und in sich etwas Ungeheuerliches zu brüten schien. Erst an einem stillen Platz der Anlagen hielt Eschenburg inne.

„Aus Erfahrung, sage ich Ihnen, die mich gelehrt hat, daß wenn die Ehre eines Gatten so gründlich verletzt wird, das Weib viel schuldiger als der Beleidiger, zumal wenn frühere Beziehungen obwalten, die nur scheinbar, nur äußerlich zerrissen, innerlich aber fortgelebt haben.“

Wolf hörte wohl, aber was konnte ihm gesagt werden, das nicht sein eigenes Gefühl am richtigsten beurtheilte; nur das Eine, daß das Weib der schuldigere Theil, das ahnte auch er. In finsternem Grimm schritt er neben Eschenburg.

„Sie erinnern sich der Worte, die ich Ihnen schon gesprochen wenn ich dieses heutige gesellschaftliche Treiben, ein grundlos, frivoles Durcheinander, beobachtete, in welchem das Weib, allen stillen Gehehen Hohn sprechend, weit entfernt, dem Gatten eine treue Gehäufin in seinen Sorgen zu sein, ihn im Schweiße nach dem Erwerb ringen läßt, während es selbst seine Tagesstunden mit dem eitelsten Tand ausfüllt und die Nacht mißbraucht, um in demselben zu glänzen, zu locken, zu — warum soll ich es nicht beim rechten Namen nennen — zu verführen!... Aber wozu Ihnen das wiederholen! Wer versucht sein will, dem fehlt der Versucher nicht; ein Weib hat tausend Waffen, ihn von sich zu halten, wenn es ihm nicht auf halbem Wege entgegenkommen will, und bedenken Sie, welch' eine Macht über sich selbst muß der Mann besitzen, wenn ihn die Verführung in Gestalt vollendeter Schönheit und Anmuth hinführt.“

„Und doch — ich bitte, mich nicht falsch zu verstehen — will ich keine Ansicht über diesen Vorfall äußern!“ reservirte er sich. „Fühlte sich Ihre Gattin vielleicht nicht ganz glücklich, beschlich sie vielleicht zuweilen die Sehnsucht nach der sonnigen Heimat, so mochte sie in diesem jungen Manne einen Boten aus derselben erblickt haben. Irre ich mich nicht, so sagte er selbst mir, ihr Oheim — Sie wissen ja — verlange nach ihr, man vermisse sie, und Sie kennen ja die Geschichte von der schönen Melusine, die ihr Element nicht verlassen konnte! Ich mißtraute gleich diesem jungen Mann, als ich ihn gestern erblickte; er schien in bestimmten, geheimen Absichten gekommen zu sein, die er ganz zu maskiren nicht reif und gewandt genug, und — ich weiß nicht, wie mir gestern Abend bei seinem Anblick unwillkürlich die Idee kam oder vielmehr ein alter Gedanke aufstieg, derselbe nämlich, dem ich mich damals nicht verschließen konnte, als ich Sie so plötzlich als Ehemann sah; ich kann einmal das stille Beobachten und Kombiniren nicht lassen — ich fürchtete schon immer, Ihre Gegner in Malaga, namentlich der Oheim, würden die katholische Kirche ausbieten, durch dieselbe Ihre Ehe nach dortigen Gesetzen für ungültig erklären lassen, was freilich Ihnen hier sehr gleichgültig hätte sein können, wenn...“

„Aber ich ermüde Sie, lieber Freund,“ unterbrach er sich, als Wolf plötzlich mit heftigen, schnellen Schritten einen Vorsprung gewann; er hingte sich wieder in seinen Arm. „Ich als Ihr aufrichtigster Freund habe die Pflicht, alle Möglichkeiten zu ermessen, Frieden und Versöhnung zu stiften, falls...“

Wolf wies dieß mit einer schroffen Armbewegung zurück. „Sie zu beruhigen, zu kühlerem Denken über das Geschehene zu bewegen,“ fuhr er fort. „Zur Rechtfertigung oder Entschuldigung Ihrer Gattin kam mir also die Erwägung, ob hier nicht eine Teufelei im Spiel, an der sie keine Schuld trägt. Ich erinnere mich nämlich jetzt erst einiger mir damals unbefangenen klingenden Aeußerungen unseres bedauernswerthen schönen Irrenden, der sich's nicht nehmen lassen wollte, daß die Ehe ihrer Schwester eine unglückliche sei oder werden müsse. Man durfte auf Ansichten aus diesem Munde kein Gewicht legen; aber ich kann mich ja auch täuschen und gab vielleicht in mir einzelnen vertraulichen Andeutungen der Frau von Kerstowan mehr Raum in mir, als sie verdienten...“

„Der Frau von Kerstowan!“ stieß Wolf heraus, seine Schritte hemmend und ihn mit blöden Augen anstarrend.

„Nun ja! Ich nehme Ihre Gattin in Schutz, aber ich stehe doch mit meinem Freundesherzen auf Ihrer Seite, ich, der ich der einzige Eingeweihte in die Geschichte Ihrer Ehe bin!... Frau von Kerstowan sagte mir einmal absichtslos, die Baronin von Hangenstein scheine heimlich in lebhafter Korrespondenz mit ihrer Heimat zu stehen, zu durch ihrer Schwester Hände gehe. Es war dieß ja so erklärlich; ich fand nichts Tadelnswerthes darin. Die Briefe sollen in spanischer Sprache geschrieben worden sein; einer derselben, den sie am Busen getragen, entfiel ihr eines Abends, als sie von ihrer Schwester gekommen; sie lag ihn hastig wieder... Aber wer durfte denn Schlimmes davon denken! Auch Frau von Kerstowan achtete wenig darauf...“

„Eschenburg, schweigen Sie, wenn Sie nicht wollen, daß ich umkehre und diesen Glenden erwürge!“ stieß Wolf mit leichenblassem Antlitz.

Dieser that, als erschrede er über sich selbst, und stand es, fast noch bleicher zu werden als Wolf. Mit der Miene des bittersten Selbstvorwurfs biß er die Lippen zusammen und flüsterte halbblau vor sich hin:

„Gott verzeih' mir, wenn ich aus inniger Freundschaft ein Unglück angerichtet! Ich war geschwätzig wie ein Weib... Vergessen Sie, was ich sprach!“ sehte er laut und mit bebender Stimme hinzu. „Hat dieser unselige Zufall an den Tag gebracht, was ich mit schwerem Freundesherzen als Verdacht schon seit einiger Zeit in mir verschlossen, lassen Sie mich keinen Theil daran haben, dem ich fühle, ich bin Partei und würde nur Unheil anrichten, wo mir mein Alter, meine Besonnenheit gebieten, Versöhnung und Vergebung zu predigen. Ich will nichts sehen, nichts hören, wo ich fühle, daß ich zu schwach bin, um Gutes zu stiften!“

Mit trostloser Miene wandte er sich von ihm. Wolf schaute ihm einen Moment zu, dann legte er ihm die Hand auf die Schulter, so schwer, daß Eschenburg zusammenfuhr.

„Es liegt etwas Wahres, wenigstens Wahrscheinliches in dem, was Sie sagten!“ sprach er mit rauher, barocker Stimme. „Sie allein kennen, was Sie da seeben die Geschichte meiner Ehe nennen, und sind auch allein berechtigt, darüber mitzusprechen...“ Er kreuzte die Arme auf der Brust und schaute finster sinnend vor sich hin. „Ich weiß, ich kenne besser, was dieser Ehe vorausgegangen, wenigstens was mein Weib betrifft! Aber ein Recht habe ich, diesen Unverschämten zu züchtigen, eine Pflicht sogar, und die will ich üben; dann aber... Sie sagten, meine Ehe habe in ihrer Heimat keine Gültigkeit vor der katholischen Kirche.“

„So ist es allerdings!“ Eschenburg's Antwort klang neutral und gleichgültig.

„Was also nicht gebunden ist, braucht nicht getrennt zu werden?“

Aus Eschenburg's halb geschlossenen Augen blühte es triumphirend auf. Er schwieg, als wolle er, der schon so weit gegangen, sich jeder ferneren Einmischung enthalten.

„Ich bin Keiner von denen, die zu den Füßen der Weiber zu schmachten verstehen, aber sie verlangen das, wie es scheint,“ knirschte Wolf vor sich hin. „Ich verstehe mich auch nicht auf die spanische Guitarre und singe kein andalusischen Serenaden. Ich bin ein gerader, ehrlicher Mensch, wenn ich auch meine Launen habe. Das Alles hätte ich aber vorher überlegen sollen. Sie mag also in ihre Heimat zurückkehren, meinethwegen mit ihrer klatterhaften Schwester, der es wohl thun wird, wenn sie vom Ballsaal los kommt. Sie mag dort ihre Ehe für ungültig erklären lassen, es soll mir recht sein, diesen Den Palmen aber will ich hier behalten und ihm für ein ruhiges Plätzchen sorgen, nachdem ich ihn belehrt, daß man mit der Ehe eines deutschen Edelmannes nicht spielen soll. Die Weib braucht nichts zu erfahren; ich will ihr die Freude nicht bereiten und wenn sie meine Wohnung geschlossen findet, so mag sie sich mit der Aussicht begnügen, daß ich in dringender Angelegenheit verreist, und sie“ — Lucy's Name wollte ihm nicht über die Zunge — „ihre Schwester pflege, bis sie diese in das ihr vom Arzt verordnete milde Klima ihrer Heimat geleite. Sehen will und kann ich sie nicht mehr; beauftragen Sie Frau von Kerstowan, deren nächste Zukunft ich sichern will, ihr zu sagen, was sie wissen muß, wenn es dessen überhaupt noch bedarf.“

„Sie sehen, ich nehme die Sache so ruhig, wie es eben einem in seiner Ehre, seinem Herzen auf's Tiefste gekränkten Gatten gestattet ist. Ich will noch einmal in mein Haus um mitzunehmen, was mir unentbehrlich, dann will ich wieder hinaus in die Welt und Vergessenheit suchen für die traurigste Epoche meines Lebens.“

Wolf's Stimme war weich und schwach geworden. Er gefaßt er sich zeigen mochte, der Gram fraß ihm am Herzen, sein starrer Sinn war zum ersten Mal tief gebeugt; der bisher sich gegen das aufgebäumt, was er sein Leben genannt, er empfand doch ein Gefühl des Verlassenseins.

„Daß ich mich von Ihnen trennen muß, verheißt Freund, thut mir leid; aber wir werden uns ja wieder sehen, wenn... Alles vergessen ist!“

Er reichte Eschenburg die Hand; dieser sah mit Staunen die plötzliche Wandlung, aber auch mit heimlicher Genugthuung; er sah indeß auch den Moment gekommen, auf den sein ganzer Plan gerichtet gewesen, die Ehe war gerissen, deren Schließung er damals nicht hatte hindern können, und Wolf von Hangenstein ganz in seiner wahren Freundeshand.

Das beabsichtigte Dejeuner war natürlich vergessen.

Eisenburg sah sein Opfer blutend zu seinen Füßen; es sah ihm noch den Gnadenstoß zu geben.

Treuerzweig preßte er Wolf's Hand in der seinigen. „Armer Freund, ich begreife, was in Ihnen vorgeht!“ rief er mit warmer Stimme und niedergeschlagenen Augen. „Ich würde es nicht verantworten können, Sie in dieser Lage selbst zu überlassen, nachdem ich so viel Annehmliches mit Ihnen geteilt. Gestatten Sie mir daher, Sie in Ihre Wohnung zu begleiten! Wollen Sie fort — und vielleicht ist das die beste Heilung Ihres gekränkten Gemüthes — bedenken Sie, daß Sie noch Manches zu erörtern haben! Kann ich Ihnen auch hierin mit meiner schätzbaren Erfahrung zu Diensten sein, verfügen Sie über mich; ja vielleicht... Doch davon später!“

Er zog ihn mit sich; Beide schritten schweigend neben einander.

In Wolf schien ein Gefühl der Resignation eingekehrt. Er sah in sich einen Märtyrer, aber der Gedanke, daß einer noch außer ihm büßen sollte, gab ihm Genugthuung.

XLII.

Der Lärm der Arbeiter war verstummt; man hatte sich beilegt, dem Hause eine Ruhe zurückzugeben, die doch immer verloren war.

Wolf sah in seinem Arbeitszimmer, die Arme auf der Brust gekreuzt, mit ingrimmiger Miene über sich und seine Lage nachdenkend. Auf das Fensterbrett gelehnt stand Eisenburg vor ihm.

„Sehr richtig, verehrter Freund!“ hob dieser nach einem langen Schweigen wieder an. „Was den Ehrenpunkt betrifft, billige ich Ihre Absicht vollkommen. Sie wissen, sobald Sie Ihrer Ehre Genugthuung verschafft. Es gibt aber noch Anderes zu ordnen, und da fragt es sich, ob Sie, der Sie so wenig Sinn für Geschäftliches besitzen, über Ihre Vermögensverhältnisse einen klaren Blick haben. Sie stehen vor einem moment suprême, in welchem Sie für dergleichen weniger als je disponirt sein dürfen.“

Mit stumpfem Ausdruck nickte Wolf vor sich hin.

„Ich wage nicht, eine Einsicht in Ihre Vermögensverhältnisse zu begehren, da aber das Schicksal seine Launen hat und die sicherste Kugel einer andern begegnen kann, die gerade aus Ungeklärtheit eben so sicher ihr Ziel trifft, so ist eine vorherige Verfügung unvermeidlich.“

„Ich habe keine Ursache, Ihnen gegenüber aus diesen Verhältnissen ein Hehl zu machen. Meine Effekten liegen dort in der eisernen Kassette, Sie kennen dieselben; mein baarres Vermögen ist in den Händen des Bankhauses, den Rest repräsentirt das Schloßgut Hangenstein, meine Pferde und Wagen und so weiter.“

„Und wie gedenken Sie für... Ihre Gemahlin zu disponiren?“

Wolf schaute ihn groß und überrascht an.

„Was auch geschehen sein mag, Sie können Sie nicht möglicher Noth preisgeben.“

„Möglicher Noth! Ihr Oheim ist reich... Wenn Sie zu ihm zurückkehren.“

„Trotzdem würde eine Dotation wie ein Alt der Vererbung erscheinen für einen gewissen Fall, den wir ja nicht voraussehen und für welchen ja eben nur diese Verfügung gelten würde.“

„Sie haben Recht!... So mag Sie denn ein Drittel meines baaren Vermögens haben! Da Sie mich als todt betrachten soll, selbst wenn ich am Leben bleibe, mag Sie diese Summe unter allen Umständen empfangen.“

„Sehr großmüthig! Ihr übriger Besitz...“

„Es ist mir gleichgültig, an wen von meinen Seitenverwandten er fallen würde. Ich habe keinen Sinn dafür. Mag sich darein theilen, wer berechtigt ist, wenn ich nicht mehr bin.“

„Und dennoch werden Sie Verfügung treffen müssen!“ mahnte Eisenburg in entschiedenem Geschäftsston. „Ernennen Sie, wenn Ihnen dieser Sinn fehlt, einen Vertrauensmann zu Ihrem Generalbevollmächtigten, wozu Sie sich allerdings die Unbequemlichkeit eines notariellen Aktes bereiten müßten. Nennen Sie mir irgend eine Person, zum Beispiel Ihren Bankier.“

„Ich kenne ihn nicht näher; er würde es kaum übernehmen.“

„Also einen Andern!“

„Sie wissen, daß ich unter allen Dingen, mit welchen mich der Gesellschaftszwang zusammenführte, keinen Freund gefunden habe. Ich könnte nur Sie belästigen.“

„Wie ich Ihnen sagte, gedenke auch ich jetzt, da die Sonne wieder scheint, für längere Zeit abermals auf Reisen zu gehen! Freilich bin ich Herr genug über mich und meine Zeit... Nur mein wahrhaftes Freundschaftsgefühl konnte mich überreden, eine so peinliche Aufgabe zu übernehmen... Indes, was betrachten wir die Sache so ernst!“

Er lächelte, den Kopf schüttelnd. „Sie, ein so ausgezeichneter Schütze, werden Ihrem Gegner die verdiente blutige Lektion geben und... Es fällt mir da ein guter Gedanke ein... Wir reisen zusammen, nachdem wir die Trennung abgemacht, denn es ist selbstverständlich, daß ich aus meines Alters Ihr Zeuge sein werde. Wir machen das Rencontre spielend ab; aber diesen notariellen Akt kann ich Ihnen einmal nicht schenken; der Zufall könnte aus eine Petise spielen, wenn wir noch so sehr gegen ihn auf der Hut sind! Bestimmen Sie die Stunde, um welche der Notar hieher bestellt werden soll, wenn Sie es nicht versagen, ihn in seinem Bureau aufzusuchen. Ich habe

zunächst die traurige Aufgabe, Frau von Kerstowan von dem Vorgefallenen zu unterrichten und sie mit dem Nöthigen zu beauftragen. Der Armen, die sich ja gestern sehr unwohl fühlte, wird die Sache sehr zu Herzen gehen, aber sie wird mir zuliebe sich dem Verlangten nicht entziehen... Ich überlasse Sie deshalb für ein Viertelstündchen sich selbst; hoffentlich wird Sie in der Verfassung sein, mich empfangen zu können.“

Mit dem siegreichen Bewußtsein, das so klug betriebene große Werk heute vollständig zu krönen, verließ er das Zimmer. Nur dieser notarielle Akt noch, der ihm unbeschränkte Verfügung über Alles geben sollte, was er gewollt, und Wolf von Hangenstein war ein Bettler, dem er den Fußtritt geben konnte, wenn er ihm lästig ward! Und das war er von dem Augenblick ab, wo er nichts mehr besaß.

In einem der vorderen Zimmer hielt er inne. Es war Alles so unheimlich still; kein Laut, kein Schritt um ihn her. Die Arbeiter hatten alle die Dekorationen bereits eilig entfernt, aber die Räume warteten auf die ordnende Hand. Die Herrin des Hauses war außerhalb desselben, die Dienerschaft, ermüdet vom Nachtdienst, hatte sich im Souterrain gesammelt, um sich über die Reste zu werfen und dann in träger Ruhe zu verbauen, Baleska, die sorgende Freundin des Hauses...

Mit ihr beschäftigte sich Eisenburg, wie er jetzt sinnend, sich zum letzten Schläge sammelnd, allein im Zimmer stand.

In dieses Menschen Herz gab es kein Erbarmen, kein Mitleid, nur die Habgier, die Aneignungsjucht eines mit allen Mitteln um das Eigenthum Anderer kämpfenden Schurken, und doch schien der Gedanke an dieses junge Weib, das er aufzusuchen eben im Begriff, ihn vorübergehend wärmer zu stimmen.

Vielleicht war's ein unwillkürliches Dankgefühl dafür, daß sein Gaunerwerk so über alle Erwartung gelungen. Er stützte nachdenkend den Arm auf eine Etagere, die Stirn in die Hand.

„Wenn Alles gut geht, kann ich ohne Sorgen der reiche Mann jetzt sein, den ich bisher spielte, und die Schufte, für die ich bisher denken mußte, mögen sich einen andern Kopf suchen, eine andere Hand, die sie füttert, ihnen den Beuteantheil himmelt, wenn die Jagd gelungen. Nur diese Baleska... Es hat oft Mühe gekostet, sie zu bändigen, wenn sie sich gegen mich auflehnte, denn es steckt Temperament in ihr; aber sie hatte Unglück, sie lief mir immer wieder in die Arme. Sie hat mir selbst oft leid gethan, denn sie ist eine von den Prädestinirten, die vergeblich anders wollen, als sie müssen! Sie hat nie erfahren, welche Rechnung ich mit ihrer Mutter hatte, die einst ihr Verlöbniß mit mir so schönbe zerriss und den jungen Beamten, den Rebhorst, heirathete, weil man ihr gesagt, ich sei ein Spieler! Sie weiß nichts davon, daß ich achtzehn Jahre später an jenem Unglückstage zu ihrer Mutter trat und ihr sagte: „Dein Gatte ist als Spieler und Dieb an der ihm anvertrauten Kasse für das Zuchthaus verhaftet, Dein Kind wird heute entehrt in Dein Haus zurückkehren, weil find also quiti!“... Sie that, wie sie mußte, als sie verloren war; die arme Juliane Rebhorst, ihre Tochter, hat mir als Baleska gute Dienste geleistet, wie oft sie mir auch die weißen Zähne gezeigt. Es ist jetzt genug mit dem, was ich an Mutter und Kind gethan, ich bin in der Lage, verfährt zu sein, und will es gegen sie sein.“

„Was ich ihr versprochen, will ich halten; ich will gut gegen sie sein und vergessen, was ihre Mutter mir gethan, als sie mich einst in Wien vor der Gesellschaft zu brandmarken wagte; ich darf jetzt gut gegen sie sein, ohne meiner Rache etwas zu vergeben, denn sie ist vollum erfüllt. Ich will noch mehr thun, als ich ihr versprochen.“

„Dieser John van der Reden“, überlegte er zufrieden, „muß jetzt beseitigt werden; ich vertraute ihm viel, denn ich brauchte ihn... Ein guter Gedanke ist es, diese Beiden, die so ganz für einander passen... Ich will den John durch eine glänzende Ausstattung Baleska's verlocken und auch er soll nicht leer ausgehen. Sobald ich der Generalbevollmächtigte Hangenstein's bin, will ich etwas für seinen Jugendfreund thun aus dem baaren Vermögen. Das Schloßgut verkaufe ich; Hangenstein soll mir den von John unterschriebenen Revers ausbändigen; ich bin jetzt berechtigt, ihn zu haben; Hangenstein selbst, wenn der junge Spanier ungeschickt genug ist, ihn zu fehlen, geht auf Reisen; ich werde ihm selbst den Weg andeuten, auf welchem ich ihm folge, sobald ich seine Angelegenheiten... geordnet; es wird ihm dann im Nothfall unterwegs irgend etwas passiren; wer fragt nach ihm! Seine junge Frau geht nach Spanien, Baleska und ich, wir werden schon dafür sorgen; der junge Andalusier wird, wenn er mit dem Leben davonkommen sollte, auch das Seinige mit dazu thun, denn so ganz gleichgültig ist er ihr sicher nicht geworden; dazu ist Hangenstein nicht der Mann. Die Ehe wird in ihrer Heimat ungültig erklärt, daran ist kein Zweifel, aber... ihr wirklich ein Drittel des baaren Vermögens auszufolgen, bin ich als Bevollmächtigter nicht geneigt; das ist zu viel. Vielleicht, ganz bestimmt ist sie hochmüthig genug, als die Schwere gekränkte ganz darauf zu verzichten, was man ihr ja nahe legen kann... Ich muß Baleska auffuchen und sie instruiren; sie soll sich mit ihr beschäftigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Orientalin.

(Bild S. 337.)

Die orientalische Schönheit hat für uns immer etwas geheimnißvoll Anziehendes. Unsere Phantasie richtet den märchenhaften Reiz hinzu. In Wirklichkeit sind jedoch die schwarzen Schönheiten nichts weniger als schön, und die weißen, die Frauen der europäischen Türkei, durch schlaffen Mund und geistlosen Ausdruck der Züge ohne tiefen Reiz für uns. Die Perferinnen haben nach unserem Geschmack zu scharfe, vogelartige Nasen und seltsam harte Augenbrauen. Die Indierinnen zeigen oft eine vergeistigte Leidenschaftlichkeit und Blut in den Augen — Wesen, die bezaubern, — eigentliche Schönheiten sind sie jedoch auch nicht. Die dunkle Hautfarbe und niedrigen Stirnen entsprechen nicht dem Schönheitsideal der Europäer. Dagegen findet man häufig unter den Jüdinnen des Orients klassische Gesichter, und wenn sie etwa mit Europäern sich gemischt haben, auch jenen feingestirnten Hauch in den Zügen, den Ausdruck von Seele und Gemüth, der die Schönheit erst zu dieser macht. Solch' ein Typus scheint die Orientalin, welche dem genialen Peter Krämer als Modell gedient hat, gewesen zu sein. Hier finden wir die Scharfe und die schwungvolle Rundung der Züge mit feinerem Seelenleben in dem Kopf vereinigt; es spricht aus ihm eine lebhaft Phantasie, ein feiner Verstand und etwas eigenartig Seelenvolles, das uns gefangen nimmt und uns zwingt, diese Züge zu betrachten und uns in das Wesen dieses Frauenbildes zu vertiefen.

Ursprung und Wesen des Karnevals.

Von

Dr. J. Rover.

(Nachdruck verboten.)

Schon der berühmte griechische Philosoph Aristoteles erblickt einen wesentlichen Unterschied des Menschen vom Thiere darin, daß dem Ersteren die Lust und der Hang zum Lachen eigen sei. Am ursprünglichsten und natürlichsten aber äußert sich der Trieb zum Lachen beim Anblick fremder Unvollkommenheit, auffallender Mängel und Gebrechen. Kennzeichnet es nun allerdings oft den rohen und ungebildeten Menschen, die Erscheinungen körperlicher oder geistiger Verkrüppelung und Hülfslosigkeit zu verlachen, wie den Lahmen, den Stotterer oder Geisteskranken, — so müssen wir doch auch dem Lachen eine hohe, sittliche Bedeutung beimesen, insofern es zu Gericht sitzt über menschliche Verfehlungen, Albernheiten, über sittliche Gebrechen und Krebschäden. Sieht doch schon bei unserer Jugend jeder Pädagog, mit wie feiner Beobachtungsgabe und schonungsloser Kritik sie Alles betriffen und richtet, was ihr auffallend und außergewöhnlich erscheint. Und so belacht auch der große Haufe jeden Einzelnen, der sich etwas Besonderes dünkt, — qui n'est pas comme tout le monde. Ein unwiderstehlicher Lachsfel erfaßt die Bauernjugend, wenn sie etwa eine ländliche Schöne in städtischem Ballkostüm erblickt, auch der leiseste Anflug einer fremdartigen oder affektirten Aussprache wird von der Schuljugend mit schallendem Gelächter begrüßt. Wenn aber das Lachen dem Gemeingefühl einer Gesamtheit entspringt, so wirkt es anhebend, und je unerwarteter die Veranlassung ist, desto unwiderstehlicher ist die Wirkung. So wird das Lachen zu einer furchtbaren Waffe in der Hand des Wigholds, des überlegenen Spotters, und oft erscheint die Zielscheibe des Gelächters geradezu als vernichtet. Ein Rabelais, ein Voltaire waren unbedrängte Herrscher in der französischen Literatur. (Vergl. Roire, „Ursprung der Sprache“.)

Rechnen wir nun noch zu diesem dem Menschen angeborenen Hange zum Lachen, zum Witzeln und Spotten das fast bei allen Kulturvölkern nachweisliche Bedürfnis, den Ernst und die Monotonie des menschlichen Lebens durch eine Feiertagszeit zu unterbrechen, in der sich nach Herzenslust gehen zu lassen und auszutoben als erlaubt, ja als geboten erschien, so hätten wir den einfachsten und natürlichsten Grund zur Entstehung allgemeiner Narren- und Spottfeste gefunden, die wir jetzt gemeiniglich unter dem Namen Karneval zusammenfassen.

Es ist nun gewiß seltsam, aber sicher nachweisbar, daß solche Narrenfeste bei allen Kulturvölkern zunächst immer im Dienste der Religion auftraten, wenn auch manchmal die weltliche Lust überwog. Und wie bei hohen Festen der Kirche Aufzüge und Prozessionen heute noch üblich sind, so pflegten auch die Narrenvolksfeste in mimisch-theatralischen Darstellungen ihren Ideen einen sichtbaren, charakteristischen Ausdruck zu geben.

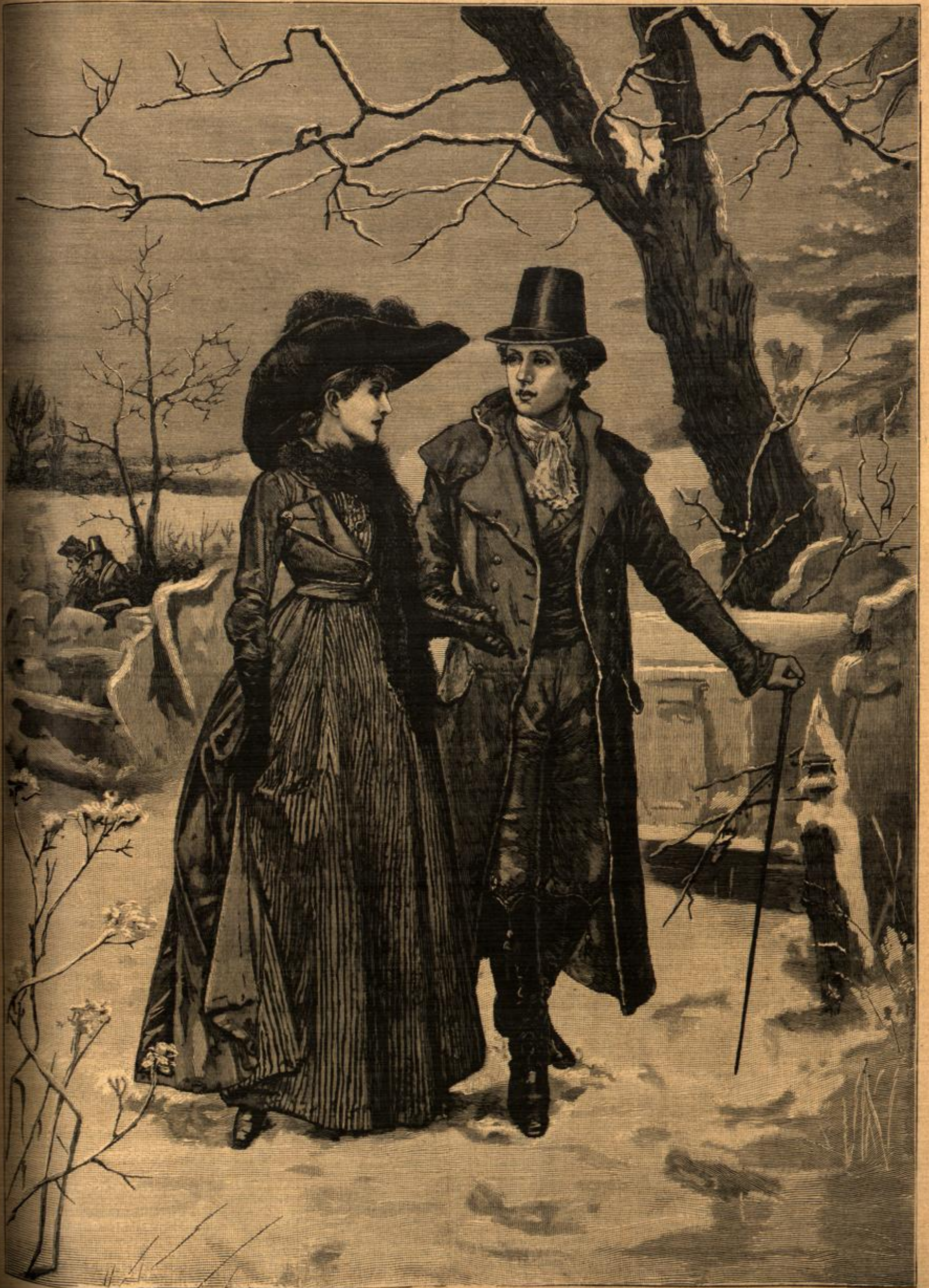
Schon bei den alten Griechen gaben besonders die Bacchanalien Gelegenheit zu ausgelassener Festeslaune, zu Scherz und Spott; ja, wir gewahren auch bei ihnen schon Anlässe zu Mummenkämpfen und Maskeraden. Und kein Wunder! Welcher Gott begünstigte auch mehr den Witz und Uebermuth als der heitere Gott der Reben, Bacchus, der Sorgenbrecher und Freudenpendler?

Mit Epheu und Weinlaub, mit Kränzen und Blumen geschmückt, umtanzte den selig lächelnden Gott ein toller Schwarm in seltigen Weiberkleidern, sogenannte Thyrsustänze schwingend, um die Nymphen vorzustellen, welche das Bacchuskind erzogen haben sollen. Andere waren als gehörnte Satyre oder Silene verkleidet, trugen Thierfelle und tragenhafte Larven oder hatten die Gesichter mit Weinhefe bestrichen; sie stellten die ursprünglichen Waldmenschen und Romaden vor, die der Gott zur Kultur und feineren Besittung geführt. Hier begegnen wir also bereits richtigen Narren oder Masken, welche Ausdruck man für gleichbedeutend mit „Seelen der Verstorbenen“ erklärt hat. Nach dem Volksglauben dachte man sich aber die Seelen der Verstorbenen stets als schadenfroh und nequisch. Eine Erinnerung an die Hörner der griechischen Satyre und Pansie sind, wie man annimmt, die Spigen unserer Narrenkappen, und die Schellen galten für ein Mittel, die bösen Geister zu vertreiben. Oder sind sie ein Anklang an jene Schellen, mit denen der hochfüßige und gehörnte Pan die Nymphen zu erschrecken pflegte.

Im Monat Dezember wurden die sogenannten „ländlichen Dionysien“ gefeiert, ein richtiges Winterfest nach demnigster Weinlese und Reiterung. Unter den üblichen Lustbarkeiten wird besonders der „Schlauchtanz“ erwähnt, der darin bestand, daß man auf einem Beine tanzend über einen mit Luft gefüllten und mit Del glatt gestrichenen Schlauch springen oder balanciren mußte, ohne auszugleiten. Dieß erreichte ohne Zweifel so viel Heiterkeit als unser Eadlaufen und Wurstschneppen.



1. 5. Eingekerkert. — 2. Hangekette in Wlhma. — 3. Kainen an der Schicht. — 4. Taktzeichen auf dem Bahnenberg.
Das Grebchen in Sibirien: In Wlhma. Originalzeichnungen von G. Wüller-Goburg und H. Wödmann. (S. 343.)



Die Erklärung. Zeichnung von O. G. Edwards. (Z. 346.)

Aus den Chortiedern und mimischen Darstellungen zu Ehren des Gottes entwickelte sich bekanntlich ein höchst wichtiger Literaturzweig — das griechische Drama, — einerseits die Tragödie ernststen Inhalts, von tragos, das ist Bock, dem üblichen Kampfespreise der wetteifernden Dichter, so genannt, andererseits die Komödie, die man etymologisch wohl am richtigsten von komos, das ist der Festhymnos, abstammt. Ein solcher Hymnos nämlich unter sinnbetäubendem Getöse von Flöten, Handpauken und Jubelrufen durch die Straßen und verübte in Wort und Lied allerlei Niederheiten.

Besonders lustig ging es im Monat Februar her — im Süden bekanntlich die Frühlingszeit — auf dem sogenannten „Mäusenfest“. Man kostete dort von dem neugegohrenen Weine in blütenumkränzten Fchern, und am zweiten Tage, dem sogenannten „Kannenfeste“, zogen als Bacchanten, Satyre oder Nymphen verkleidete Burischen fröhlich umher und luden sich überall zu Gaste. Dabei wetteiferte man im Zechen und reichte dem Sieger einen Preis.

Von den Griechen kamen die Bacchanalien zu den Römern und wurden von denselben mit so toller Lust gefeiert, daß sie später der Senat aufheben mußte. Indessen besaßen die Römer auch eigenartige ähnliche Feste, so die Saturnalien.

Die Saturnalien waren ursprünglich ein Winterjohannisfest, im Monat Dezember. Dem Namen nach galt es dem Gotte Saturnus, dem Begründer des Ackerbaus und der Kultur; zugleich war es ein Fest zur Erinnerung an das „goldene Zeitalter“, das vor der Herrschaft Jupiters unter dem Szepter des Saturnus bestand.

Damit ward es ein allgemeines Freuden- und Dankfest, in dem die Betonung der Freiheit und bürgerlichen Gleichheit der Grundzug blieb. Alle Geschäfte und Schulen waren geschlossen, Krieg und Gericht fielen, Verbrecher und Gefangene wurden ihrer Fesseln entledigt, alle Trauer aufgehoben, überall herrschte ausgelassene Freude und zügellose Lust. Am Vorabend des Festes stürzte man mit Wachlichtern auf die Straße und rief: „Jo Saturnalia!“ oder „Bona Saturnalia!“ Dabei trieb man alle möglichen Pöffen, ging mit berückten Gesichtern und lastenartigen Gemüthern oder Kapuzen statt der üblichen Toga umher. Letzteres erinnert auffallend an unsere Dominos. Auch der Pulchrität mit der Schellenklappe soll damals schon aufgetreten sein. Als Grundprinzip herrschte das der verkehrten Welt. Zur Erinnerung an die paradiesischen Zustände des goldenen Zeitalters saßen mit Aufhebung aller Standesunterschiede Sklaven mit ihren Herren zu Tische; ja, Letztere mußten sogar die Ersteren bedienen. Dabei herrschte vollständige Redefreiheit, die von der Dienerschaft ausgenutzt ward, der Herrschaft einmal gründlich die Meinung zu sagen. Die Reichen hielten offene Tafel, wobei sie ihre Gäste besenkten. Besonders luxuriös war der Nachtiß. Man trank dem sonst verpönten Würfelspiele um Rüsse oder um Geld. Beim Mahle präsierte ein durch die Würfel erkorener König, der oft sehr tolle Befehle erteilte. Mitunter kamen Kuchen zur Vertheilung, in welche Zeichen eingebacken waren. Wer das Stück mit demselben erhielt, ward König. Dieß erinnert auffallend an unsern Bohnenkönig am Dreikönigstage, wovon später noch die Rede sein wird.

Ähnliche Feste wie die Saturnalien waren bei den Römern noch die dem Hirtengotte Pan (mit dem Beinamen Lupercus, das ist „Heerdenvermehrter“) geheiligten Lupercalien Anfangs Februar, die ihrer tollen Gebräuche wegen auch geradezu festa stultorum, das heißt „Fest der Thoren“, genannt wurden. Dabei liefen die bloß in Felle gekleideten Priester, sogenannten Luperci, mit Nieren durch die Straßen und schlugen alle ihnen Begegnenden, ähnlich wie es unsere Harlekine mit ihren Prischeln thun. Ein noch lärmenderes Fest waren die Hilarien, bei dem man sich unter allerlei Vermummungen verhöhlte, ferner die Liberalien. Bei all diesen Festen spricht sich unverkennbar die Sehnsucht nach der Rückkehr eines paradiesischen Zustandes aus, die Sehnsucht nach einem Leben ungebundener Freude, nach unbedingter Gleichheit und Brüderlichkeit. Materiell oder politisch minder Begünstigte suchten wohl dabei sich durch Spott an Solchen zu rächen, die Natur und Staat, oft aber auch unredliche Streberei im Leben über sie gestellt hatte.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Christenthum, weil es mit den heidnischen Traditionen nicht plötzlich brechen konnte, die weise Politik verfolgte, die alten, im Volksleben eingewurzeltten Feste zu übernehmen, ihnen aber unversehens christliche Ideen zu unterbreiten. So liefen eine Zeitlang heidnische Feste mit christlich verwandelten neben einander her, und wurden die Lupercalien wie die Saturnalien auch von Christen begangen. Andererseits behauptete sich die Spottlust im Volksleben als eine Art Reaktion gegen übertriebene christliche Askese. So wählten an gewissen Festen die Schulknaben einen Bißhof aus sich, der nach der Predigt des Pfarrers eine scherzhafte Ansprache in Versen hielt und dann seinen Umzug durch die Stadt nahm. Ähnliches trug sich bei den Volksfesten, auf Jahrmärkten und Kirnessen zu. Ja, es ward zur Sitte, daß der Prediger nach Oftern von der Kanzel herab durch allerhand scherzhafte Erzählungen die Erinnerung an die ausgestandene strenge Fastenzeit verwischen und das sogenannte „Chergerächter“ erwecken mußte. Auch bei den öffentlichen Aufzügen und Prozessionen mischte sich Ernst und Scherz in seltsamer Weise. So befanden sich dabei in Gesellschaft der heiligsten christlichen Personen weltliche Allegorien und heidnische Gottheiten, wie Merkur, Pluto und Janna, Reptun, Amor, Venus, Bacchus, Nymphen und Satyre. Einzelne Gruppen führen dabei wunderliche Tänze auf, so die Israeliten um's goldene Kalb, Teufel um eine arme Seele; der König Herodes schneidet mit einer Platte auf die unschuldigen Kinder, worauf diese sich absichtlich mit den Gesichtern in die Gassen oder auf Scherzthäufen stürzen, um, pöffenhaft beschimpft, Gelächter zu erregen.

Aus den christlichen Vigilien, den Vorabenden großer Feste, entwickelten sich von der Kirche selbst geleitete Volks- und Spottfeste, wie das „Eisfest“ zum Andenken an die Flucht der heiligen Maria nach Aegypten. Diese ward von einem schönen Mädchen, mit einem Knäblein in dem Arm und auf einem Esel reitend, dargestellt. Dabei herrschte eine seltsame Mischung des Verböhmischen mit Hochheiligem.

Besonders galt die Zeit von Weihnachten bis zum heiligen Dreikönigstage (the twelve nights) für ein Fest ausgelassener Freude, für ein eigentliches Narrenfest (festum stultorum). Man wählte, namentlich in Frankreich, zu dieser Zeit einen förmlichen Narrenpapa (Bischof oder Abt), dem verlarvte Diakonen zur Seite standen. Diese führten allerlei ausgelassene Tänze auf und sangen in burlesker Weise Lieder. Uebertreibungen und grober Unfug blieben nicht aus, so daß die Kirchenväter dagegen eiferten und auf

Konzilien Beto eingelegt ward. Man beschränkte die Ausgelassenheit innerhalb der Kirche, mußte sie aber außerhalb freigeben. So sollten dem Vorsänger bei der Vesper nicht mehr als drei Eimer Wassers über den Leib geschüttet, keine Audiaten mehr in der Kirche gestattet werden. Desto toller ging es nun außerhalb der Kirche her. Nicht nur in Frankreich und Spanien, sondern auch im südlichen Deutschland erhielt sich das Fest vom 12. bis 15. Jahrhundert. Ja, es ward als berechtigt sogar von Geistlichen vertheidigt, damit „die den Menschen angeborene Narrheit wenigstens einmal im Jahre sich recht austoben könne; ließe man dieß nicht zu, so würde der Mensch zerspringen, gleich einem alten Weinsasse“.

Den Schluß der Weihnachtszeit bildet der heilige Dreikönigstag, von dem schon oben einmal vorübergehend die Rede war. An diesem Tage war es und ist in manchen Gegenden noch bis heute die Sitte, einen großen Festzug zu machen, in dem sich eine Böhne befindet. Wer beim Vertheilen diese erhält, wird zum König erwählt und präsidirt beim Festmahl. Es ist dieß offenbar noch ein Ueberrest der altrömischen Saturnalien. Beim Bante wurden allerlei alberne und tolle Spottlieder gesungen, worauf sich die noch heute gebräuchliche Redensart bezieht: „Das geht noch über das Bohnensied!“ Mitunter waren die Vieder auch harmloser Natur, wie die folgenden Verse:

„Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken und bezahlen nicht gern...
Und haben wir Wein von gutem Gemach,
So trinken wir Drei so gut als ihrer Sechs.“

In Schleien mußte der Bohnenkönig die ganze Bede zahlen, dafür ward er auch sein bedient und ihm zuletzt sogar der Mund abgewischt.

(Schluß folgt.)

Allgemeiner Ausbruch.

Nach einem Gemälde von Jimenez y Fernandez.

(Bild S. 344.)

Es ist schwül heute, die Thierwelt schläft unter den ermattenden Strahlen der brennenden Sonne und das Hühnervolk hatte heute so sehr viel Mühe, sich ein genügendes Mittagmahl zusammenzuschaffen, daß es wohl Niemand dem bunten Hahn — den schönen Godel nennen ihn seine zärtlichen Weiber und er sich wohl auch selbst in fast menschlicher Eitelkeit, wenn er einem Nebenbuhler die schmetternde Herausforderung entgegenstellt — verargen wird, wenn er seine Weiber zu kurzer Siesta hinausführt an die sonnige Ecke der Klostermauer, da wo der Berg nach Süden zu abfällt und wo es sich so wohllich ruht im prallen Sonnenchein.

Sie haben sich nicht an ihn gedrängt, seine lieben Frauen, die Schwarze, die Gefleckte und seine Favoritin, die Weiße. Und er hat sie alle in seine schützende Obhut genommen, der starke, stolze Ritter, ohne eine Einzelne zu bevorzugen, und auch sie haben ihre stets rege Eifersucht dahinschmelzen lassen in der glühenden Hitze. Ein paar verliebte Paare noch, ein noch engeres Aneinanderdrücken, ein paar leise Töne, von denen man nicht weiß, ob sie der Hitze, dem vollen Magen oder tief innerem Liebeshehnen ihren Ursprung verdanken; dann waren sie allmählich sanft eingeschlummert. Holde Träume mögen ihnen die Welt wohl vorgegaukelt als einen einzigen einladenden Dünghaufen, als einen Futterplatz mit so unzähligen Körnern, daß sie vom Anblick allein schon sich eine Indigestion hätten zuziehen müssen, wenn sie eben Menschen und nicht Hühner wären, die bekanntlich so klug sind, um sich den Magen zu verderben.

Hoch, thurmhoch über den hohen Zinnen des alten Klosters wiegt sich ein Raubvogel in den blauen Lüften und anders, ganz anders malt sich in seinem Kopfe die Welt.

Da oben weht es auch heute noch kühl, wenn hier unten selbst die Blätter sich freuen, daß sie sich nicht im Winde bewegen müssen, und ihm ist das klare, helle Wetter gerade recht, denn noch besser als sonst kann er seine Beute erspähen. Aber es nützt ihm wenig, denn nirgends zeigt sich eine Spur eßbaren Lebens und doch quält ihn der Hunger so sehr.

Da — schimmert es nicht dort unten am Bergabhange wie Hühnerfedern!! Ja wohl, vier Stück noch dazu, und das größte und fetteste kann er sich ausuchen. Das Wasser läuft ihm im Schnabel zuhahmen. Lautlos senkt er sich in immer engeren Kreisen herab, das arglos schlafende Völkchen bemerkt ihn nicht. Jetzt hält er fast still in der Luft, dann ein Ruck und pfeilschnell stürzt er sich terzengerade auf die dicht aneinandergeschmiegtten Hühner.

Aber die Liebe wacht. In einem ängstlichen Traume hatte die fette Weiße ihren herrlichen Gatten gerast am Bratpfisch gesehen und mit ängstlichem Piepen fährt sie auf und bemerkt den dunklen, gefährdrohenden Punkt am Himmel. Ein Alarmsruf, ein Auseinander in weniger als einer Augenblicksflutze, ängstliches Gackern der Fennen, ein furchtsam-lampfhaftes Krähen des Hahnes, und laufend stößt der Mäuer auf den leergeordneten Lagerplatz.

Freilich — er schwingt sich eben wieder auf, um zu neuem Stöße auszuholen, aber wir wollen hoffen, daß die versprengte Familie inzwischen schützende Deckung erreicht und damit ihr Leben für sich und die Menschen rettet.

Sinnsprüche.

Ein edler Held ist's, der für's Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft.

Die verleumdende Zunge ist ein Schwert, welches mit einem einzigen Streiche Drei tödtet: sich selbst, den Beleidigten und den Zuhörer.

Suche zu verdienen, daß man dich um deinetwillen ehre. Sei lieber das kleinste Lämpchen, das einen dunklen Winkel mit eigenem Lichte erleuchtet, als ein großer Mond einer fremden Sonne, oder gar Trabant eines Planeten.

Der Page vom Kynast.

Novellette

von

Hugo Klein.

(Nachdruck verboten.)

„Ein reizendes Köpfchen!“ sagte der alte Graf Ulrich von Schaffgotisch, indem er sinnend die zarten Farben des Porträts betrachtete, welches auf die ovale Eisenblechplatte gemalt war.

„Nicht wahr?“ fragte in selbigem Stolz der junge Herzog von Liegnitz, sein Neffe, der vor ihm stand.

„Ja, schön ist sie, Eure Auserkorene,“ fuhr der Graf fort, indem er sich bedächtig den weißen Bart strich und dem jungen Mann sein Bildniß zurückgab, „aber Ihr müßt Eure Wahl doch nochmals bedenken. Man sagt, das Fräulein von Frankenberg sei leichtfertiger Art — sie liebte sogar mit ihrem Vagen... Sie liebt zu sehr die Fei, liebt zu sehr, sich zu schmücken, kennt alle schlimmen Mochen, die aus Frankreich kommen... Wißt Ihr das, Mein Neffe?“

Der junge Mann lächelte überlegen.

„Sie ist eben jung, Oheim,“ sagte er, „und liebt das Leben, so wie ich, wie Ihr es geliebt habt, als Euer Herr noch nicht weiß war. Niemand kann ihr aber Schlimmes nachsagen... Der Reiz haucht kleine Fehler zu großen Sünden auf. Sie ist so schön! Wenn sie meine Werbung annimmt — und ich hoffe wohl, hätte sie mir sonst die Bildniß gesandt? — wird mir ein großes Glück zu Theil werden, ein Glück, das für das ganze Leben genügt... Nehmt meinen Dank, Oheim, daß Ihr sie hieher geladen habt — hier wird sich mein Schicksal entscheiden...“

Lauter Böllerschüsse ertönten eben im Freien und mit vielstimmigem Echo gaben sie die Berge zurück. Hastig verbarg der Herzog das Porträt.

„Sie kommen schon,“ rief er lebhaft, indem er durch das hohe Bogenfenster blickte. „Ich eile ihnen entgegen.“

Und damit verließ er rasch das Gemach. Der alte Graf von Schaffgotisch trat an das Fenster und sahte den stattlichen Zug der Gäste, der sich der alten Burg näherte, in's Auge. An der Spitze ritt das Fräulein von Frankenberg an der Seite ihrer Mutter, der verwitweten Freiin. Sie war wirklich so hübsch, die Kleine, wie es das Porträt gezeigt. Ein rundes Gesichtchen mit Grübchen in den Wangen, mit schelmischen Augen und einem feinen Näschen — alles das im Glanze des übermüthigen Lächelns, das um den rothen Mund lag. Aber auch die Janna hatte Recht, ihre Erscheinung vertieft, daß sie wohl „weltlich“ Art sein mochte... Sie trug einen Federhut, wie die Männer, fest auf das Ohr gestülpt, eine „Gongreline“, wie man den neuesten Amazonenmantel jener Tage nannte, sie kannte auch bereits die Mode der Mousches, die eben in Frankreich angekommen war, verunstalteten doch fünf, sechs der schwarzen Büntchen das anmuthige Gesicht...

Nun ließ man die Zugbrücke hinab und der Herzog von Liegnitz eilte der jungen Dame entgegen. Aber zum Unglück, und ein Schrei des Schreckens entrang sich den Lippen des Alten, der am Fenster stand. Elisabeth von Frankenberg befand sich eben in der Mitte der Zugbrücke, als ihr Hock bei dem Anblick des rothen Federhutes, den der Herzog trug, plötzlich scheute und zur Seite sprang, hart an den Rand der Brücke, wo es sich hoch empor bückte. Einen Augenblick schwebte die Reiterin über dem Abgrund und schon schien es, als sollte sie mit sammt dem Reife in die Tiefe stürzen, da sprang ein Page aus ihrem Geschoß mit Blitzesschnelle herbei, ergriff den Zügel des Pferdes und riß es mit kräftiger Hand zurück. Nun griffen auch die Anderen zu und bändigten das scheue Thier, während die schöne Reiterin ohnmächtig in die Arme des Herzogs von Liegnitz glitt.

In seinen Armen trug er die Bewußtlose in das Schloss. Man legte sie auf ein Ruhelager und holte die Medicinalien herbei, um sie in das Leben zurückzurufen. Entschlossen schlug sie die Augen auf, küßte die Mutter, die sich um sie bemühte, und drückte dem Herzog die Hand, der vor ihr kniete.

„Dem Himmel Dank!“ rief er, „Ihr seid uns wieder gegeben! O Elisabeth, ich hätte mir den Tod gegeben, wenn Ihr verunglückt wäret! Laßt Euch in dieser ersten Stunde sagen, daß ich ohne Euch und Eure Liebe nicht leben kann. Weist Ihr mich zurück, könnt Ihr mir Euer Reizung nicht schenken, so habe ich mit dieser Welt abgeschlossen. Schenkt mir den Himmel, oder ich gehe in den Tod!“

Das junge Mädchen neigte sich zärtlich zu ihm. „Bleibt, Herzog...“ flüsterten die Lippen Elisabeths. Mit heißen Küßen bedeckte er ihre Hand.

Nun erst erinnerte er sich an ihren Retter.

„Wo ist der wackere Page,“ fragte er, „welcher mich Lieb beschützte?“

Der Page war eben in das Gemach getreten. Es war der junge Franz von Chila, ein schlanker Burche von leicht achtzehn Jahren, mit großen, dunklen, schwermüthigen Augen. Wie blaß er nun war und wie seine Lippen bebten! Offenbar, auch er war von der Gefahr, in der sein Herrin geschwebt, tief erschüttert...

Der Herzog nahm die schwere goldene Kette ab, die um den Hals hing.

„Ihr habt meiner Braut das Leben gerettet,“ sagte er dem Pagen, „nehmt dieses Geschenk von mir für Eure mühselige That!“

Doch der Page wehrte es ab.
„Dank,“ sagte er kurz. „Was ich gethan, geschah nicht des Lohnes willen. Ich bin der Page des Fräuleins von Frankenberg und erfülle meine Pflicht. Auch nehme ich von Niemandem sonst Geschenke an, wie von der Herrin.“

Elisabeth winkte dem Herzog und nahm die Kette aus seiner Hand.

„So nehmt, Franz von Chila, die Kette von mir entgegen, zur Erinnerung an diese Stunde!“

Der Page beugte das Knie und sie hing ihm die Kette an. Er küßte dann ihre Hand. Eine heiße, brennende Thräne fiel bei dem Kusse auf dieselbe.

Die schöne Elisabeth bedurfte der Ruhe und Alle zogen sich zurück, bis auf die Mutter, die an ihrer Seite Platz nahm und das Haupt der Tochter zärtlich an die Brust drückte.

Bis zum nächsten Tage hatte sich das Fräulein von Frankenberg von dem Unfalle vollständig erholt und erschien wieder, strahlend in ihrer jugendlichen Schönheit, in der Rolle der vornehmen Gäste, die der Graf von Schaffgotsch in seine Burg auf dem Kynast geladen hatte. Der alte Herr wollte die Verlobung seines Neffen, der sein Erbe sein sollte, würdig feiern und hatte schon vor Tagen ein großes Programm von Festen und Lustbarkeiten entworfen. Man verzögerte keinen Augenblick mehr, es auszuführen; viele Tage lang sollte nur die übermüthige Lebensfreude in den festlich so stillen Räumen der alten Feste das Szepter führen. Seit frühem Morgen ertönte Flöten- und Geigenspiel im Garten. Auf der schattigen Terasse im Parke übten sich die vornehmen, jungen Damen im Menuettanz ein, der Herr so korrekt und mit so unverfälschter Grazie ausgeführt wurde, wie etwa nur noch an den italienischen Höfen. Im großen Burghofe tummelten die Ritter ihre Rosse, im zweiten Hofe hörte man nur den Klang der Schwerter und das Klirren der Rüstungen, hier hielten die Knappen ihre Waffenaufstellungen ab. Die schöne Elisabeth erschien überall und zeigte sich an den Vorbereitungen zu den Festen. In einem Korridor des Schlosses traf sie gegen Mittag den jungen Franz von Chila.

„Ah, mein Retter!“ rief sie heiter. „Da seid Ihr ja! Heute verleiht Ihr aber schlecht Euern Dienst. Ich vermiss’ Euch seit Stunden und fand Euch nirgends.“

Die erwartete vergebens die Antwort; der Page schwieg. Jetzt erst bemerkte sie, daß sie ihn aufmerksam in's Auge faßte, sein verstörtes Aussehen. Er war noch bleicher als Tags vorher und die großen, dunklen Augen blickten noch trauriger und schwermüthiger als sonst.

„Seid Ihr krank?“ fragte sie theilnahmvoll.

„Vielleicht...“ murmelte der Page.

„Dann sollt Ihr Euch pflegen,“ sagte sie. „Die beste Art aber wäre,“ fügte sie hinzu, „mit leichtem Herzen an dem fröhlichen Treiben theilzunehmen, das da draußen herrscht. Das macht gesund, Freund Chila, glaubt es mir.“

Er schüttelte schweigend das Haupt. Ein Wort schien auf seinen Lippen zu schweben, das er sich auszusprechen weigerte. Sie errieth es und kam ihm entgegen.

„Habt Ihr mir etwas zu sagen?“ fragte sie.

Er nickte mit dem Kopfe.

„Ist es wahr,“ fragte er dann, „daß Ihr die Braut des Herzogs seid?“

„Zeit gestern,“ sagte sie leise.

„Und Ihr liebt ihn?“ fragte er.

„Gewiß,“ sagte sie mit schwankender Stimme. Dann wandte sie den Blick ab. „Warum fragt Ihr?“

„Ihr habt mich immer so freundlich angeblickt, habt mir bei ein so süßes Lächeln geschenkt,“ sagte der arme Page mit bebender Stimme, „daß ich es nun nicht ertragen kann, wenn ich sehe, daß Euer Blick und Euer Lächeln einem andern gehören sollen.“

Eine flüchtige Röthe färbte ihre Stirne und triumphisch leuchtete ihr Auge in dem Siege ihrer Schönheit, von dem sie hier hörte.

„Ah, wäre ich nur ein Ritter!“ rief der Page mit lebhafte bewegter Stimme, „Niemand sollte es wagen, Euer Blick, Euer Lächeln zu suchen!“

Sein Auge blickte und die Hand ballte sich ihm zur Faust. Mit Wohlgefallen betrachtete die Braut des Herzogs die jugendlich schöne, schlanke Gestalt des Pagen.

„Habt Geduld, mein lieber Page,“ sagte sie mit schmeichelnder, beinahe zärtlicher Stimme. „Es kommt die Zeit, da werdet Ihr ein Ritter sein und leicht ein schönes Fräulein finden, das Euch seine Gunst schenkt. Habt Geduld und wartet Eure Zeit — seid Ihr indeß nicht froh, mein Page zu sein?“

Sie beugte sich leicht zu ihm und ihr Athem berührte seinen Wangen. Ihr Blick war wieder so köstlich wie immer und die Lippen umspielte ihr übermüthiges Lächeln.

„Also auf zum Dienst!“ sagte sie, ohne eine Antwort auf ihre Frage abzuwarten. „Und seid mir kein Träumer und Kopfhalter! Was nicht sein kann, das soll man nicht wünschen und darüber soll man sich nicht grämen.“

Sie nickte ihm mit dem Köpfchen freundlich einen Gruß zu und schwebte davon. Er horchte auf das Rauschen ihres Kleides und den Schall ihrer Schritte, bis sie im Korridor verhallten.

Im Brunksaale des Schlosses fand ein großes Gelage statt, mit dem der eigentliche Festestrußel beginnen sollte. Auch am Tische der Pagen wurden fleißig die Weinkrüge geleert.

„Ihr trinkt und schweigt,“ sagte der junge Hans von Stöber, ein kleiner, zierlicher, stets wohlgelaunter Page mit krausem Blondhaar, zu Franz von Chila, der neben ihm saß. „Das will mir nicht gefallen. Ich glaube gar, Ihr habt einen Liebestummer!“

Die Pagen lachten und Franz erröthete.

„Laßt ihn in Ruhe,“ sagte ein Anderer ihm gegenüber, „er mag zu viel getrunken haben und hat einen stillen Rausch.“ Auch das ist gut!“

Man lachte wieder, Hans von Stöber aber blieb bei seiner Meinung.

„Ich sage Euch, er ist berauscht von Wein und — Liebe!“

Franz von Chila aber schwieg und führte wieder den Krug zum Munde.

Nach dem Mahle fand das Turnier im Burghofe statt. Die Damen sahen von den Fenstern aus den Kämpfen zu und die Heldin der Feste, das Fräulein von Frankenberg, vertheilte auf dem Altane die kostbaren Preise an die Sieger. Dann folgte ein Ringstechen zu Pferde; wie staunte man da über die Gewandtheit der Reiter, wenn sie im Fluge den Ring auf der Erde mit der Lanze erhaschten, wie herzlich lachte man, wenn dem Einen oder Andern dabei das kleine Malheur passirte, in höchst komischer Weise vom Rosse zu gleiten! Nun folgte das Ringstechen der Pagen und die schöne Braut auf dem Balkon blickte nach ihrem jungen Anbeter aus. Er war nirgends zu sehen. Da ging plötzlich eine Bewegung durch die Schaar der Zuschauer und Alles blickte nach dem alten Thurm der Burg.

Auf der Plattform des Thurmes erschien dort der Page Franz von Chila, in die Farben seiner Herrin gekleidet, den vollen Becher in der Rechten.

„Hoch Liebeth von Frankenberg!“ rief er vom Thurm.

„Hoch! Hoch! Hoch!“ hallte es von allen Seiten zu ihm empor.

„Ich liebe sie im Leben und will mit ihrem Namen auf den Lippen sterben — hoch Liebeth von Frankenberg!“

„Hoch! Hoch! Hoch!“ rief die Menge.

Sie verstand zu spät die Bedeutung der Worte. Der Page leerte den Becher in einem Zug und stürzte sich dann kopfüber in die jähe Tiefe des „Höllengrundes“. Sein letzter Hochruf wurde von dem Schrei des Entsetzens übertönt, der Aller Lippen entfloß.

Mit dem Feste war es zu Ende. Mühselig kletterte man auf Leitern in den Abgrund, um den zerschmetterten Körper des Jünglings emporzuholen. An diesem Tage lachte Liebeth von Frankenberg nicht mehr.

Wer in unseren Tagen das schlesische Riesengebirge besucht, versäumt auch nicht, den Kynast zu besteigen und die Trümmer der stolzen Burg zu besichtigen, die einst hier stand. Der Burghof aus Hermsdorf macht den Führer zwischen den Ruinen und gelangt man zu dem alten Thurm am „Höllengrund“, so erzählt er stets die traurige Geschichte des jungen Franz von Chila, der seiner schönen Herrin zu tief in's Auge geblickt. Wilde Rosen blühen am Rande des Abgrundes. Dort farbte der Page, der mit dem Namen der Geliebten auf den Lippen sterben wollte, das Felsgestein mit seinem Blute.

Erdbeben in Süspanien — in Alhama.

(Bild S. 340.)

Im Anschluß an Bild und Schilderung des Erdbehens in Spanien, welches das vorige Heft brachte, führen wir heute unsere Leser zu einem der Orte, der am furchtbarsten heimgesucht worden, nach Alhama, einer Stadt in der Provinz Granada, an einer tiefen Bergschlucht sehr romantisch gelegen und berühmt wegen seiner Schwefelquellen. Nach den Berichten des Gouverneurs von Granada sind in Alhama 22 Straßen zusammengefallen und 1300 Häuser eingestürzt; also liegt wohl fast ein Fünftel des ganzen Orts, der nur etwas über 7000 Einwohner zählt, in Trümmern. Bis zum 5. Januar sind 302 Leichen aus dem Schutte gezogen, 280 Personen vermisst worden. Verloren gingen bei der Katastrophe 10,000 Stück Vieh und 200,000 Fanegas Getraide. Nur bei 200 Häusern kann man daran denken, sie, wenn auch mit großen Kosten, wieder in Stand zu setzen. Unter den zerstörten öffentlichen Gebäuden befinden sich fünf Kirchen, fünf Rathhäuser, das Spital, das Stadthaus, das Gefängniß, die Kaffees und das Theater. Im Freien lagern 7000 Menschen, die von Kälte und Nahrungsmangel bittere Noth leiden. Das Pfarramt ist in einer Kutsche installiert, die mitten auf dem Hauptplatz steht; darin sind das Gieborium und die Monstranz untergebracht; ebenso wurden in der Kutsche zwei Kinder getauft. Da der Kirchhof nach südspanischer Sitte die Särge in die Mauer eingeschoben enthält, so hat der Einsturz dieser Aufmauerung die Todten zu Tage geworfen, wodurch die Luft mit Verwesungsduften erfüllt ist und bössartige Krankheiten sich zeigen. So vereinigen sich alle Schrecken, die unglückliche Einwohnerchaft zu prüfen. Zwar regt sich die Wildthätigkeit aller Orten, aber wie viele Noth wird ungelindert bleiben müssen; — wer kann die Thränen Derjenigen stillen, die ihre Liebsten, ihre Angehörigen verloren? Unsere Illustrationen zeigen Ansichten zerstörter Straßen Alhamas, einen Bergsturz im Orte und eine Todtenmesse des jammernden Volkes auf dem Kalvarienberge.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Pedenroth.

Sechstes Kapitel.

Der Doktor Wurm hatte es nicht unterlassen, sich bei der Reunion im Kuriaal durch die Neuigkeiten, die er auszufragen vermochte, interessant zu machen. Er konnte mittheilen, daß die Besitzerin von Schloß Liebenstein unerwartet auf der Burg eingetroffen, daß sie eine imposante, bildschöne Frau, die aus Menschenfreundlichkeit eine verunglückte Arbeiterin bei sich aufgenommen, daß sie, um derselben sofort Hülfe verschaffen zu können, die Fahrt nach Bad L. aufgegeben, den steilen Rückweg nach dem Schloß, trotz der Hitze des Tages, zu Fuße angetreten. Er vermochte dann auch die Neuigkeit zu verbreiten, daß der Herr Willi Barning ein berühmter Augenarzt, der Schüler des Professors ** und der Verfasser einer Broschüre sei, die ungeheures Aufsehen gemacht habe.

Die Neuigkeiten wurden dem Prinzen zugetragen, und er erfuhr auf diese Weise, weshalb Ella ihm ihre Zusage nicht gehalten. Prinz Emil war auf's Neueste überrascht; wenn er an Ella etwas auszusetzen gefunden, was ihm den Entschluß zu einem entscheidenden Schritte erschwerte, so war es der Mangel an jedem weichen Gefühl, den er an ihr zu bemerken glaubte. Die Schönheit Ella's hatte den Prinzen bezaubert, ihre Sprödigkeit seine Leidenschaft gesteigert, die Ueberzeugung, daß ihr Herz ihm erst dann in Wärme entgegenzuschlagen werde, wenn er sich bereit erklärt, ihr seinen Namen zu geben, hatte ihn mit dem Reize früher Hoffnung erfüllt, aber der Zweifel, ob er sich nicht täusche, ob sie warmer Hingebung fähig, hatte ihn immer wieder unschlüssig gemacht.

Der Prinz hatte seine Jugend genossen, fast übersättigt von den Genüssen und Freuden, Triumpfen und Eitelkeiten, welche ein hochgeborener, mit angenehmen Eigenschaften begabter junger Mann, der seinen Kredit nicht schon, sich verschaffen kann, war er an dem Punkte angelangt, wo der Reiz der Genüsse nicht mehr mächtig genug, die Stimme der Vernunft zu betäuben, welche Halt gebietet und mit dem Untergange in Schulden droht.

Wie wir erwähnt, hatte er kaum zu hoffen, daß das Auge einer vermögenden Prinzessin auf ihn fallen werde, da er einem politisch unbedeutenden Hause angehörte, aber er zog es auch vor, ein vornehmer Privatmann zu bleiben, es hatte für ihn keinen Reiz, am Hofe einer Großmacht als besoldeter Gatte einer Prinzessin eine Coulisserrolle zu spielen. Er bedurfte einer reichen Frau, um sich eine äußerlich angenehme Lage zu verschaffen, und die Schönheit Ella's ließ darüber hinwegsehen, daß der Unterschied des Vermögens ein sehr bedeutender; an der Größe ihres Vermögens zweifelte der Prinz nicht, da der Kaufmann Heinrich Barning keine anderen Kinder hinterlassen, da er in dem Rufe, ein Millionär zu sein, gestanden, und die Besitzerin von Schloß Liebenstein in Berlin mit beinahe fürstlichem Aufwande gelebt.

Der Prinz war geblendet von der Schönheit Ella's, seine Eitelkeit ersahnte den Triumph, die stolze Frau zu erobern, und die Vernunft sprach für diese Wahl fast lebhafter, als daß eine tiefere Reizung ihm Illusionen gemacht; er sagte sich, daß man ihn um diese Frau immer beneiden, daß sie stets brillant repräsentiren und ihn niemals seine Wahl bereuen lassen werde — es lag also etwas in Ella's Wesen, das ihm schon jetzt das Gefühl einflößte, der Rausch des Glückes werde nicht allzu lange dauern.

Prinz Emil hätte es Ella niemals zugetraut, daß das Mitgefühl mit einer Armen sie zu mehr als der kalten Spende eines Almosen veranlassen könne, es hatte ihm einen Reiz verschafft, sie einmal durch Gleichgültigkeit für einen Mangel an Rücksicht zu strafen, jetzt bereute er es, nicht nach Schloß Liebenstein gefahren zu sein. Hatte er Ella bisher verkannt, sie nur nach dem äußern Scheine beurtheilt, verbarg sie ein edles, warmes Herz vor Denen, die sich keine Mühe gaben, sie besser kennen zu lernen?

Der Prinz entband den Grafen Sternheim davon, ihn heute auf der Fahrt nach Liebenstein zu begleiten, er legte es dem Einflusse dieses Kavaliere zur Last, daß er sich gestern entschlossen, keine Notiz von dem Nichterscheinen Ella's in L. zu nehmen, daß er vielleicht schon seit langer Zeit die Baronin falsch beurtheilt.

Als er die prächtige Waldschlucht erreichte und der Weg steiler anzusteigen begann, verließ er seinen Wagen, um ein Stück zu gehen und die schönen Aussichtspunkte genießen zu können. Auf einem mit einer Bank versehenen Felsenplateau, das von einer uralten Eiche beschattet war, sah er einen Mann, der, in Träume versunken, bei seiner Annäherung sich erhob, als wolle er nicht gestört sein und einer Begegnung ausweichen.

„Bleiben Sie,“ sagte der Prinz, „ich gehe weiter.“ Willi Barning schaute befremdet auf. Ein Lächeln umspielte seine Lippen, als wolle er die Annäherung zurückweisen, die ihm das Verweilen auf einer Promenade gestattete, da sah er die Equipage, die prinzipliche Livree und nicht ohne Neugierde warf er einen musternenden Blick auf den Mann, den Ella vermuthlich erwartete, von dem er gehört, daß er um die Hand der Baronin werbe.

„Ich bin auf dem Heimwege,“ antwortete er. „Gehen Sie nicht an diesem Punkte vorüber, er gewährt den schönsten Blick in die Schlucht.“

Damit wollte er beiseite treten, dem Prinzen den schmalen Pfad frei zu lassen, der zu dem Felsenvorsprung führte.

„Kommen Sie etwa vom Schlosse?“ forschte der Prinz. „Können Sie mir sagen, ob ich die Baronin von Lieben dort treffe?“

„Sie ist auf dem Schlosse.“

„Sie wissen vielleicht, ob sie allein, oder ob sie Besuch hat?“

„Ich sah nur eine Dame bei ihr, die vermuthlich eine Gesellschafterin.“

„Ah — Sie waren also bei ihr, Sie sind mit der Frau Baronin bekannt?“

„Ich möchte mich dessen nicht rühmen,“ versetzte Willi mit eigenem Lächeln; „ich meine,“ setzte er hinzu, um einem Mißverständnis vorzubeugen, „ich hätte meinerseits kein Recht dazu, mich auf diese Auszeichnung zu berufen.“

Damit zog Willi den Hut und entfernte sich, weiteren Fragen auszuweichen.

Der Prinz schaute ihm neugierig, befremdet nach. Es war eine seltsame Verwahrung, die der Fremde eingelegt, und er war eine Persönlichkeit, welche dem Prinzen keineswegs unbedeutend erschien. Ein junger, stattlicher, intelligent aussehender Mann, den Ella empfing und der sich dagegen verwahrte, für einen ihrer Bekannten gehalten zu werden, das war etwas, was die Gedanken eines Freierrö beschäftigten konnte.

Als man dem Prinzen kurze Zeit später das Boudoir Ella's öffnete, mußte er längere Zeit auf das Erscheinen der Baronin warten, sie wollte ihn nicht errathen lassen, daß sie auf seinen Besuch schon mit Ungeduld gerechnet. Sie war in einer Laune, in der man selbst auf einen Bruch gefaßt ist, aber mit Unruhe die Entscheidung herbeisehnt. Mit einer Freundlichkeit, der jede Wärme fehlte und die nur ihre Verstimmung verleugnen sollte, spielte



Prinz August von Württemberg. (S. 346.)

Ella die angenehm Ueberraschte, als sie endlich im Boudoir erschien; sie bemerkte, daß sie geglaubt, der Prinz weile auf der Hochzeit, und sie werde erst nach Wochen in Berlin Gelegenheit haben, ihr gestriges Ausbleiben zu entschuldigen.

Ella sprach das so leichtthin, als habe es sich um eine Verabredung von gleichgültiger Bedeutung gehandelt, und doch hatte der Prinz, als er sie um ihre Zusage gebeten, angedeutet, welchen großen Werth er darauf legte, die Baronin derjenigen seiner Schwestern vorstellen zu dürfen, mit der er von Jugend an im innigsten Verhältniß gestanden. Ella's Ton bekundete also eine verletzende Gleichgültigkeit gegen die lebhaftesten Wünsche Emil's, aber der Prinz war es andererseits zu sehr gewöhnt, von ihr auf hoshafte Weise geneckt zu werden, um diese Gleichgültigkeit für baare Münze zu nehmen.

„Sie gönnen mir also noch nicht einmal die freudige Genugthuung darüber, daß Sie meinethwegen nach Liebenstein gereist sind,“ versetzte er, „Sie haben kein Wort des Bedauerns, daß der Zweck dieser Reise vereitelt worden?“

Ella spielte die Befremdete.

„Man muß Ihnen gegenüber verständig sein, Hoheit; Sie nehmen mehr als man gibt,“ erwiderte sie. „Ich beabsichtigte schon lange, einmal nach Liebenstein zu fahren, ich bedaure es, wenn ich verhindert wurde, die Ehre haben zu können, Ihre Frau Schwester zu sehen, aber der Zweck meiner Reise ist deshalb nicht verfehlt; ich will hier Geschäfte erledigen, verschiedene Anordnungen treffen und die Sommerfrische genießen.“

„Ah, Sie haben Geschäfte!“ rief der Prinz, einen satirischen Ton anschlagend, „woher mit dem jungen Manne, der eben hier gewesen?“

Das Blut schoß Ella in's Antlitz.

„Was soll dieser Scherz bedeuten?“ fragte sie gereizt und erregt.



Allgemeiner Ausbruch. Gemälde von Jimenez y Fernandez. (S. 342.)



1. „Eine ganz Frische!“ — 2. Von Amtswegen! — 3. Ein Brautpaar. — 4. Getreidemarkt. — 5. Streizel. — 6. Jom und die Racenka. — 7. Preciflar (Brehelverläufer). — 8. Am Rödebrunnen.

Bilder aus einem slavischen Landstädtchen. Originalzeichnung von W. Grögler. (S. 346.)

„Ich traf unterwegs einen jungen Mann, der träumerischen Betrachtungen nachzuhängen schien. Er sagte mir, daß Sie zu Hause, aber er versicherte mir mit eigenthümlichem Eifer, sich nicht zu Ihren Bekannten rechnen zu dürfen.“

Der forschende Blick, den der Prinz bei diesen Worten neugierig auf Ella festete, erhöhte das peinliche Gefühl, welches die Erwähnung Barning's wachgerufen.

„Ich will nicht hoffen,“ versetzte Ella, „daß Sie eine Kontrolle über die Personen führen, welche bei mir aus und ein gehen, oder haben Sie sich etwa bei Herrn Barning darüber unterrichtet, welche Umstände gestern meine Fahrt nach L. behinderten? Ich wäre dann der Mühe überhoben, dieselben zu erklären.“

„Herr Barning?“ rief der Prinz, den der Name, trotz seines Befremdens über die Erwähnung Ella's, stutzig machte; „man erzählte gestern in L. von einem berühmten Augen- arzte dieses Namens. Ist er etwa ein Verwandter von Ihnen?“

„Das ist möglich; ich weiß es nicht, es gibt sehr viele Barnings. Sie wählen einen Unterhaltungstoff, Hoheit, der mich ermüdet. Haben Sie sich gestern Abend gut amüsiert? Erzählen Sie mir von der Gesellschaft in L. Ich habe mir die Kurliste noch nicht kommen lassen.“

Die Mischung von eifersüchtigem Argwohn und Neugierde, welche den Prinzen zu seinen Fragen bewogen, erhielt in Bezug auf das erstgenannte Gefühl Nahrung, durch das sichtliche Bestreben Ella's, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, ihre wenig freundliche Haltung machte ihn noch reizbarer.

„Ich war befremdet über Ihr Ausbleiben, Ella,“ begann er plötzlich in völlig verändertem Tone, „ich erfuhr erst am späten Abend, daß Sie auf dem Wege nach L. gewesen. Die Grausamkeit, mit der Sie mich über Ihre Gefühle im Unklaren ließen, erweckte den Zweifel in mir, ob ich herkommen dürfe, ehe ich eine Erklärung Ihres Ausbleibens erhalten, die Sehnsucht nach Ihnen überwand den Zweifel; ich bin hier, und Sie empfangen mich mit Worten der Ueberrasschung darüber, daß ich gekommen! Ich höre, daß der Justizrath Frelich, Ihr alter Feind, im Bade, ich treffe Jemand, den ich noch nie bei Ihnen gesehen, und Sie reden von Geschäften, die Sie erledigen wollen, da ermüdet Sie das Interesse, welches ich für Alles hege, was Sie angeht. Wozu diese Komödie, Ella? Sie wissen, daß ich Sie liebe. Warum spielen Sie mit mir?“

„Vielleicht um Sie von dieser Einbildung, daß Sie mich lieben, zu heilen,“ versetzte Ella, die den Blick zu Boden gesenkt.

„Das werden Sie niemals, denn es ist keine Einbildung — Sie können mich meiner süßesten Hoffnungen berauben, aber Sie werden es nicht erreichen, daß ich aufhöre, Sie zu lieben.“

„Man sagt, die Liebe mache blind, und ich will mich wenigstens vor dem Vorwurf schützen, Sie getäuscht zu haben. Ich spiele nicht mit Ihnen. Was Sie für Laune und Verstellung oder für Koketterie halten, ist mein innerstes Wesen. Es reizen mich diese schmeichehaften Huldigungen zum Spott, denn ich glaube nicht mehr an eine Liebe, welche das Erreichen eines mit Illusionen erstrebten Zieles überdauert, ich könnte einer solchen, wenn sie existierte, nicht das bieten, was sie erwartet. Ich sehe mit nüchternen Blicken in meine Zukunft.“

„Neben Sie nicht also!“ unterbrach sie der Prinz. „Die Glut meiner Liebe wird Sie erwärmen. Vertrauen Sie mir, Ella. Geben Sie mir die Hoffnung, daß Sie wenigstens versuchen wollen, meine Liebe zu erwidern.“

Der Prinz hatte die Hand Ella's ergriffen, aber sie entzog ihm dieselbe.

„Drängen Sie mich zu keiner Entscheidung,“ unterbrach sie ihn, „lassen Sie nicht die Leidenschaft, sondern die Vernunft bei einem folgenschweren Schritte das Wort führen. Sie treffen mich heute in einer Stimmung, in der ich leicht eine Thorheit begehen könnte, denn ich fühle mehr als je, daß ich allein dastehe. Sie wissen, daß ich mich genöthigt gesehen, einen Prozeß gegen meinen frühern Vormund anzustrengen, da derselbe mir auch jetzt noch die freie Verfügung über mein Vermögen vorenthält.“

„Sie müssen den Prozeß gewinnen. Das Testament ist widersinnig.“

„Es war aufgesetzt, meinen verstorbenen Gatten zu größerer Oekonomie zu zwingen. Wie ich die Verhältnisse jetzt übersehe, muß ich meinem Vater und dessen Rathgeber dafür Dank wissen und es bedauern, daß ich das nicht früher eingesehen. Lieben hat das Mißtrauen nur zu sehr gerechtfertigt, das zu Maßregeln Veranlassung gab, in denen ich Gehässigkeit gegen meinen Gatten erblickte, die Bezahlung seiner Schulden, für die ich Bürgschaft geleistet, hat mein Vermögen sehr geschmälert. Aber das ist noch nicht Alles. Ich hielt es für einen Verwand Frelich's, mir die Auszahlung der vollen Revenüen zu verweigern, wenn er behauptete, es existire ein geheimes Kodizill zum Testamente, welches die Verfügung über ein Drittel der Hinterlassenschaft meines Vaters mir für alle Zeit entzieht, es sei ein bedeutendes Legat für einen verschollenen Bruder meines Vaters oder dessen Erben ausgesetzt. Auf den Argwohn, den ich in Folge des Rathes meines Anwalts äußerte, Frelich habe meinen Vater zu dieser Beschränkung meines Erbes überredet, dieselbe mache das ganze Testament ungültig, da sie den Gesetzen widerspreche, erklärte der Justizrath plötzlich, es sei eine Schuld, die mein Vater abzutragen

habe, kein Legat, und ich strengte in dem festen Glauben, der Justizrath täusche mich, er rechne darauf, daß ich einen Prozeß scheue, meine Klage an.“

„Nun?“ fragte der Prinz, der mit steigendem Interesse gelauscht, erwartungsvoll, als Ella eine kurze Pause machte.

„Der Herr Barning, welchen Sie heute gesehen, gibt sich für den Sohn meines verschollenen Onkels aus. Es existirt also ein zweiter Erbe, den ich für ein Drohgespenst Frelich's gehalten. Ich fange an zu besorgen, daß Ritter mir schlechte Rathschläge gegeben. Ich hätte niemals einen Prozeß gegen den letzten Willen meines Vaters erhoben, wenn ich den geringsten Zweifel darüber hegte, damit nur die Intriguen eines Dritten zu entlarven.“

„Sie fürchten, den Prozeß zu verlieren? Es handelt sich um bedeutende Verluste, wenn das geschähe?“

Ella bemerkte es nicht, welches lebhafteste Interesse diese Frage des Prinzen distirte, sie war zu sehr mit anderen Gedanken beschäftigt, um ihn zu beobachten.

„Die Verluste wären das Geringste,“ versetzte sie, „ich habe mich wohl falsch ausgedrückt, ich würde Keinem, wäre er auch noch so wenig berechtigt, etwas streitig machen, was mein Vater ihm zugebacht. Aber dieses plötzliche Erscheinen eines Erben, nach dem man fünfundsiebzig Jahre vergeblich geforscht, in dem Momente, wo der erste Termin in meinem Prozeß bevorsteht, hat etwas Befremdendes und kann um so mehr Argwohn erwecken, wo schon Mißtrauen vorhanden, als andere auffällige Umstände hinzutreten. Frelich reist nach L., obwohl der Termin bevorsteht, er sendet den Herrn Barning zu mir, derselbe spielt den Uninteressirten, mahnt mich zur Verständigung mit Frelich, mischt sich in Angelegenheiten diskreter Natur, spürt meinen Handlungen nach — ich fühle das Bedürfnis nach einem Freunde und Rathgeber, der es ehrlich mit mir meint.“

„Und Sie wollten schwanken, mir dieses Vertrauen zu gönnen, Ella?“

„Nein, wenn Sie mir nur Ihre Freundschaft bieten und in einer Zeit, wo mein Herz unruhig, es nicht zu anderen Entschlüssen drängen. Ich fühle mich unsicher meiner selbst. Ich bin leidenschaftlich erregbar, wo ich den Argwohn hege, daß man meinen Rechten zu nahe tritt. Ich habe stets den Verdacht gegen Frelich gehegt, daß er mich nach seinem Willen bevormunden will, daß er durch den Einfluß, den er auf meinen Vater geübt, den ersten Grund zu dem Unglück meiner Ehe gelegt, Lieben veranlaßt, sich in Opposition gegen meinen Vater zu stellen und in Folge getäuschter Erwartungen auch mir sein Vertrauen zu entziehen. Jetzt aber zittere ich in dem Gedanken, Frelich Unrecht gethan und vielleicht den einzigen wahren Freund, den ich befehlen, für meinen Feind gehalten zu haben.“

„Glauben Sie das nicht,“ lächelte der Prinz, „unser Gefühl täuscht sich selten, wo es Abneigung empfindet, viel eher im Vertrauen, und ein Mann, der sich zum Verwalter Ihres Vermögens aufgedrängt, verdient eher Argwohn als das Gegentheil, besonders wenn er mit Jemand, der Ansprüche an Ihr Erbe macht, unter einer Decke steckt. Geschwister haben kein Erbrecht, wo ein Kind vorhanden, das Austausch von Nachkommen Verschollener ist immer verdächtig, ich warne Sie vor sentimentaler Schwäche in einem Kampfe mit einem Juristen. Wer weiß, welche Ziele der Verwalter Ihres Vermögens mit diesem so plötzlich auftauchenden Erben verfolgt, weshalb er eine Verständigung sucht, wo er drohen könnte, wenn Alles so stände, wie er vorgibt?“

„Dieser Argwohn vermehrt meine Unschlüssigkeit,“ versetzte Ella. „Der Justizrath zeigte stets ein so lebhaftes Interesse für die Mutter dieses Herrn Barning, daß ich es nur seinem Einflusse zuschreiben kann, wenn mein seliger Vater einem Bruder, mit dem er verfeindet gewesen, ein besonderes Legat ausgesetzt hat, und das in einer Form, die, wenn ich den Angaben Frelich's trauen kann — denn ich habe das Testament nicht gelesen, ich weiß alle Details nur von ihm — sogar einen Schatten auf die geschäftliche Ehre meines Vaters wirft.“

„Führen Sie Ihren Prozeß, lassen Sie sich nicht einschüchtern,“ rief der Prinz, sich erhebend. „Ich werde mir diesen Herrn Barning näher ansehen und Erfundigungen über ihn einziehen, ich werde Herrn Frelich auf den Bahn fühlen, seien Sie dessen gewiß, daß ich Ihr Interesse wie mein eigenes wahrnehmen werde. Als Ihr Freund werde ich versuchen, mir ein wärmeres Vertrauen zu erobern.“

Die Art, wie der Prinz sich verabschiedete, hatte einen gegen sein vorheriges Auftreten so veränderten Charakter, daß Ella die Leichtigkeit, mit der er sich darein fand, die Rolle des Liebhabers mit der eines Freundes zu vertauschen, hätte auffallen müssen, wenn sie den Wunsch nach einer solchen Umwandlung weniger aufrichtig gehegt. So aber fühlte sie sich befriedigt, ruhiger, sie ahnte nicht, wie sehr die Eröffnung, daß eine bedeutende Schwächung ihres Vermögens im Bereiche der Möglichkeit liege, die Leidenschaft des Prinzen abgekühlt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erklärung.

(Wid. S. 341.)

Es pflegt im Leben nicht selten der Fall zu sein, daß die uns umgebende Natur auf unsere Stimmung Einfluß ausübt und je nachdem sie selbst freundliche oder düstere Züge trägt, Freude oder Schwermuth in uns wachruft. Ganz im entgegengelegten Falle befinden sich offenbar die beiden jungen Liebenden auf unserem

Bilde, denen gewiß nicht winterlich um's Herz ist. Wie abgehorcht und öde und grabesstill es auch um sie her ist, in ihrem Gern ist Frühlings, herrlicher, jubelnder, Glück und Sonne verheißender Frühlings. Wie sie so dahinschreiten, Hand in Hand, Auge in Auge, da ist es ihnen, als schmelze der Schnee unter ihren Füßen hinweg und erblühten an dessen Stelle tausend Frühlingsblumen, als rausche an den Bäumen, die doch in Wirklichkeit nur nach abgestorbene Aeste in die Luft emporrecken, das junge maigle Laub, und als verwandle sich der Rabe, der krächzend über die winterliche Flur dahinschwebt, in eine Nachtigall und singe ihr schönstes Lied von Lenz und Liebe. Und auch vom Herzen flutet die Eisrinde des Schweigens hinweg, er fühlt plötzlich den Rath, ihr Alles zu gestehen, was er lange, lange Zeit still im Herzen getragen und ängstlich vor ihr verborgen hat — obwohl es ihm freilich nicht immer gelungen — daß er sie liebe und sie die Sonne werden müsse für's ganze Leben, und er fühlt es am Draht ihrer lieben kleinen Hand und liebt es in ihrem purpurrothen, glühstrahlenden Gesichtchen, daß er ein glücklicher und beglückter Verber ist und die Zukunft wie Sonnenschein ihn anlächelt. Und wie die beiden Alten, denen mit dieser Erklärung ein langgehegter Herzenswunsch in Erfüllung geht, die beiden schönen jungen Recken so Hand in Hand und stumm-glücklich dahinschreiten sehen, schauen sie sich mit vielstündigem Lächeln an und der Alte murmelt: „Weißt Du noch, Liebe, es war gerade so ein Wintertag, als wir uns erklärten — vor fünfzig Jahren ungefähr — und nun ist es wirklich Winter geworden, auf unseren Häuptern liegt Schnee, der keine Sonne mehr weghilft, aber im Herzen ist's immer noch der alte warme Frühlings, und heute verjüngt er sich im Glanz unserer Kinder.“

Prinz August von Württemberg.

(Portrait S. 344.)

Am 12. Januar verschied in Folge eines Schlaganfalls in Zehdenitz Prinz August von Württemberg und erlitt hiebei das königlich württembergische Haus, wie auch die deutsche Armee einen schmerzlichen Verlust. Der Verstorbenen wurde am 24. Januar 1882 geboren als Sohn des Prinzen Paul, eines Bruders des verstorbenen Königs Wilhelm, und hat somit sein 72. Jahr nahezu vollendet. Der junge Prinz wurde sehr streng erzogen. Er trat im Jahre 1829 in württembergische, 1830 in preussische Dienste, in welchen er auch bis zu seinem Lebensende verblieben ist. 1840 erhielt er das Kommando des Gardelazarett-Regiments, das er vier Jahre führte, worauf er als Generalmajor eine Brigade und als Generalleutnant von 1854 an ein Divisionskommando bekam. Im Jahre 1856 wurde er Kommandeur der Gardelazarett-Brigade. 1858 kommandirte er das Gardelazarett. Als solcher wurde er in der zweiten preussischen Armee unter dem Befehl des Kronprinzen den Krieg von 1866 gegen Oesterreich mit und nahm an der Schlacht von Königgrätz theil. Den deutsch-französischen Krieg machte Prinz August ebenfalls in der Eigenschaft als Kommandeur des Gardelazarets mit. Am 18. August 1870 kam das Regiment bei St. Privat so stark in's Feuer, daß es ein Viertel bis ein Drittel seiner Mannschaft verlor; es eroberte im Verein mit den Eskadren das von den Franzosen hartnäckig verteidigte St. Privat. Am 1. September griff das Gardelazarett ebenfalls an und rückte dann vor Paris, wo es in der Gernungsbatterie einen Theil der Nordostfront besetzte und am 28. bis 30. Oktober, sowie am 21. Dezember bei den Ausfällen gegen Le Bourget und großer Tapferkeit foht. Nach dem Feldzug von 1871 wurde Prinz August 1873 zum Generalobersten von der Kavallerie und nach Wrangel's Tod zum Oberkommandirenden in den Rhein ernannt. Auch erhielt das Fort St. Privat bei Metz 1873 das kaiserliche Kreuz des Ordens „Prinz August von Württemberg“. Am 2. September, bei der dritten Wiederkehr des Jahreszuges von Sedan, ernannte der Kaiser den Prinzen zum Generalobersten der Kavallerie mit dem Rang eines Feldmarschalls. Mit einer Auszeichnung, über welche der Kaiser und die übrigen Monarchen verfügen, überhäuft, feierte der Prinz im Jahre 1882 sein fünfzigjähriges Offiziersjubiläum und legte dann im Jahre 1882 das Kommando über die Garde nieder, um seinen Lebensabend in wohlverdienter Ruhe zuzubringen. Doch in kurzen Zügen die militärische Laufbahn des Verbliebenen, ein echtes Soldatenleben, reich an Thaten und Erfolgen, die mit der Ruhmesgegeschichte unserer Armee und speziell des preussischen Gardelazarets unauslöschlich verbunden sind. Als Mensch war Prinz August einer der beliebtesten Cavaliers des preussischen Hofes, von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, dabei eine echt fürstliche Erscheinung.

Bilder aus einem slavischen Landstädtchen.

(Wid. S. 345.)

Währen an der March ist eines der schönsten Länder, welches sich ein Gemüth denken kann, das zugleich Sinn für das Aesthetische und für das Behagliche hat. So reich ist das Land an lebendigen und farbigen Bildern. Lebte Walart noch, er fände hier für seine koloristischen Prachtwerke die Dekorationen und die Staffagen, welche er umsonst in dem eintönigen Aegypten und dem heißen Italien gesucht hat. In Währen hätte er die Landschaft und die Trachten, die er braucht, im vollen, lebendigen Leben. In der Gegend bei Ungarisch Brod, Hollschau, Kremser, hier zwei slavische Hauptstämme, Slowaken und Hunnen, herrschen da. Ungarn mit ihrer Tracht, ihrer Musikkunst, ihrem lebhaften Frohsinn ragt bis da herein, und das Ganze ist germanisch herzmächtig gemacht, gebogen durch das germanische Blut, welches in den klaren Seelen, in dem prächtigen Menschenthum wohnt. Die holländische Tracht: der reichbedeckte, schiffartige Hut, die roten Lederhosen, die grünen Joden der Männer, die bunten Kopfbedeckungen der Weiber mit ihren mächtigen, ganz niederländisch anmuthenden Halskrausen, gibt dem Lande das Aussehen eines lebendig gewordenen alten Gemäldes. Die Alten mit ihren mächtigen und den bis an die Herzen reichenden Schafpelzen sind aus dem Orient entflohen und getraut.

Da ist (Nr. 5) der alte Hausvater, der Streich, welcher so reich ist, daß er seinen Kindern ein hübsches Zinshaus in der Reichshauptstadt kaufen könnte, aber wer würde aus einem Hause die in's Feuer ziehen? Er verliert seine alten Tage ruhig und gemüthlich, denn in jenen Gegenden da gibt es keinen Krieg.

den, keinen Wechsel, und er weiß, daß seine Kindeslinder dieselbe hässliche Rolle spielen werden, die er gespielt hat und die seine Nachkommen gespielt haben. Der Almer sagt: „Auf der Alm, da gibt's ja Sünd!“ Viel besser könnte man sagen: „In Wäldern gibt's kein Laster!“ Der Dämon Brantwein herrscht da nicht, wie in Polen, die Kauslust und der Haß nicht, wie an der Adria, die Pariserin in Frauenhänden und das englische Regentum in Sportwagen nicht, wie jetzt oft unter dem Volke in Deutsch-Oesterreich; es herrscht da der Frohsinn ohne Streit, die Liebe ohne Laster, der Handel ohne Betrug, der Reichtum ohne Spekulation, die Verheißung ohne die Hohlheit, die Farbenfreude ohne die Geschmacklosigkeit. Der Van Streijck hat für seinen Jom die richtige Frau gefunden: die Racensa aus dem Lindenhofe drüben. Er hat sich vorgenommen, dem Burtschen nicht seinen eigenen Willen zu lassen, wenn er ihm auch eine andere Herzensliebe vorführt — das muß jeder Mensch überwinden. Recht finster und brutal hat er also dem Jom verkündet, er müsse die Racensa vom Lindenhofe heimholen. Und Jom war dem Vater um den Hals gefallen und dann der Mutter, und der Alte hat mit Erstaunen gesehen, daß Jom und die Racensa schon lange ineinander verliebt sind, und die Mutter hat gelächelt und hat Alles schon längst gewußt. Und so wurde aus dem Liebespaare ein Brautpaar, und stattdessen und sehr steht es vor uns da in Nr. 3. Er mit dem reichen, aus Bändern und Goldstücken bestehenden Hutschmucke, mit den ungarnisch verzierten blauen Beinkleidern, die Braut mit den zierlichen Korduantiefeln.

Man fährt dann oft in das nächste Städtchen, denn man hat viel einzukaufen und will sich auch lustig machen. Welch' reges, lautes Treiben bietet das Landstädtchen, vorzüglich in den Vormittagsstunden.

Am lauteften geht es in den fliegenden Wirthshäusern zu, welche an bestimmten Stellen für die Bauern und die geringere Bevölkerung aufgestellt sind. Da sind die Pfannen aneinander gereiht, in welchen die über und über von Fett glänzenden Würste rascheln und schmoren und den Leuten förmlich zuzurufen scheinen: „Hör uns doch endlich einmal!“ Und dabei senden sie den scharfen Duft aus, da sie glauben, daß es mit dem Schmorfeln allein nicht gethan sei! Daneben stehen Schüsseln mit Gurkensalat, in köstlich schwimmend, frisch geschnitten und für ein Regiment nach der Schlacht ausreißend, und doch nur für eine Person bestimmt und von einer geleert. Der Sped ruft dem durchpassirenden Karpathenlenkner zu: „Denk' an die Heimal! Ich bitte Dir hier alle Bewährte, welche Du zu Hause hast!“ Und gerührt und hungrig läßt sich der Wanderer an der Spedseite nieder und verzehrt so viel, als es eben der eingenommene Gewinn für Kohlen und Schafe erlaubt (Nr. 1). Solche fliegende Wirthshäuser sind gleichsam die „Börse“ der mährischen Landstädtchen. Gewinn und Verlust, Laufen und Hochzeiten, Bankrott und Klatschereien werden da verhandelt. Was könnten die Würste Alles erzählen, wenn sie überhaupt reden wollten! Aber sie schmoren so laut, daß sie nichts hören — sie haben nur ein Sehnen: endlich von der Welt zu kommen! —

Aber horch! da erschallt die Trommel! (Nr. 2.) Der „Ausrommler“ trägt eine öffentliche Bekanntmachung vor. Eine Börse ist in Verlust gerathen, eine Steuer wird angelegt, eine Versteigerung wird verkündet. Dieses „Ausrommlern“ ist die einzige „Anhangenschaft“ aus den Franzosenkriegen, wo der Sieger alle seine Befehle den „Bundesgenossen“ bei Trommelschall verkündigen ließ. Damals verkündete die Trommel stets Brandstiftung, Urrath, oft Tod. Ihr Ton hallte schauerlich in den Gemüthern wider. Heute verkündet er nur eine Neuigkeit. Auch der Preciler (Nr. 7) horcht andächtig zu. Und wenn die Trommel ausläßt, geht er fürbass und bietet, auf langer Stange gereiht, die schmachhafte Waare weiter aus. Er ist der echte Fastnachtskuch mit seinem phantastisch gepudgten Gute, dessen Horn alle Schermläuter zu sich ruft.

Ein frohes Leben, oder doch ein lärmendes, entwickelt sich an den Getreidemärkten, welche zweimal wöchentlich stattfinden. Inmitten des Ringplatzes wird ein Fahnlein in den Stadtfarben aufgesteckt nebst einem Tisch für den Marktkommissar. Ringsum struppeln (Nr. 4) die zahlreichen Getreidesäcke und Waarenlagerungen. Da haben die Juden das große Wort — aber ihre Unangenehmlichkeit wird doch meist besiegt von der wuchtigen Derbheit der Slovaken.

Und wenn der Abend sich über das reiche, blühende Land lagert, da beginnt das Leben am Röhrbrunnen (Nr. 8). Dort sammelt sich das Wasser, welches weit aus den Bergen heringeragt wird und welches von den Wäldern in Butten in's Haus geschöpft wird. Dort findet sich der Soldat ein, um sein Mädchen zu sehen. Er ist aus entfernten Gegenden hieher verschlagen, er hat sein Treuliebchen zu Hause, aber er will das Liebhaben nicht ganz vergessen. Und die mährischen Mädchen sind so lieb und schön! Und das Leben ist so einsam in der Fremde!

G. Saliger.



Aus allen Gebieten.

Aus dem Reiche der Erfindungen.
Von Arthur Gerson.

III.

Die ersten Sonnenstrahlen, welche durch die wieder geöffneten Fenster in die Küche drangen, fielen auf die heimleuchtende Lampe und auf ein eigenthümlich blinkendes Gefäß, das selbige aus einem Arme trug.

„Wir wollen einmal sehen, Karoline, ob unsere Kontrollekanne noch richtig ist!“ sagte Bleßing. „Wie viel Liter Milch sollen denn jetzt in derselben sein?“

„Zwei Liter!“ versetzte die Angeredete, stellte das Gefäß auf den Tisch und entfernte sich, nicht ohne die in ihrem Heiligthume weilenden Eindringlinge mit einem, großen Mangel an Wohlwollen verrathenden Blicke zu streifen.

„Worin mag wohl hier die Erfindung bestehen?“ fragte Hirschstein, nachdem er ebenso wie Müller das große Blechgefäß einen Augenblick gemustert.

„Von einer Erfindung,“ erwiderte Bleßing, „kann im vorliegenden Falle eigentlich kaum die Rede sein; nichtsdestoweniger ist die „Kontrollekanne“, welche Sie hier sehen, doch recht nützlich und empfehlenswerth. Unter diesem, nur zum Schutze angeordneten Blechmantel befindet sich ein gläserner Behälter, von dem Sie kleine Theile hier an den Schaulöchern wahrnehmen können. Die Aufgabe der letzteren ist es, die Eintheilungsstriche des Glasgefäßes freizulegen, die, wie wir sehen, richtig sind, denn die Milch schneidet genau an der Stelle ab, wo sich die Bezeichnung „2 Liter“ in das Blech eingepreßt befindet. Der hermetische Schraubverschluss und das gleichfalls zu verschließende Ausgufsrohr vervollständigen die Kontrollekanne, die sich auch für Öl und andere Flüssigkeiten mit Vortheil verwenden läßt. Nun muß ich Ihnen aber noch gleich ein paar hübsche hauswirthschaftliche Neuheiten zeigen, von denen ich die eine am besten in der Wirkung aufzutreten lasse. Darf ich wohl einen der Herren bitten, jenen kleinen Tisch dort, auf dem die Tassen und Gläser stehen, durch Aufheben an einer Kante recht stark zu neigen?“

Müller unterzog sich sogleich dieser Aufgabe, wagte jedoch aus Furcht, das Geschirr möchte herabfallen, den Tisch nur verhältnißmäßig wenig zu neigen.

„Steigern Sie nur getrost und auf mein Risiko die Schrägung so weit, daß etwas Wasser aus dem Glase dort herausläuft,“ ermahnte Bleßing, und mit Staunen mußten die Beiden nun wahrnehmen, wie das Wasser aus dem fast bis zur Hälfte eines rechten Winkels geneigten Glase auszulauen begann, trotzdem aber das gesammte Geschirr wie angewurzelt auf der immerhin glatten Tischplatte stehen blieb.

„Ich will Ihnen nun dieses Wunder auch erklären!“ begann Bleßing wieder, brachte den Tisch in seine normale Lage zurück und hob eines der leeren Gläser empor. „Wie Sie bemerken, steht aus dem Boden des Glases ein weicher Kautschukring wenige Millimeter hervor. Der Ring ist in eine kreisförmige Ruthe des Glases eingelegt, deren schwalbenschwanzförmiger Querschnitt ihn herauszufallen hindert, und in ihm beruht das ganze Geheimniß. Zwischen dem schmiegsamen Kautschuk und der harten Tischplatte findet nämlich eine ganz beträchtliche Reibung statt, so daß man jenen Gläsern und Tassen durch Neigung der Unterlage oder direkten Stoß schon einen stärkeren Impuls erteilen muß, wenn sie von der stützenden Fläche abrutschen sollen!“

„Daß man diese Kautschukringe nur auch an das gewöhnliche Geschirr noch nachträglich anbringen könnte!“ sagte Hirschstein. „Auf diese Weise ließe sich doch der unaussprechlichen häuslichen Scherbenfabrikation vielleicht in etwas vorbeugen!“

„Ich muß gestehen, daß ähnliche Erwägungen auch mich bestimmten, eine größere Menge dieses stabilen Geschirres zu bestellen!“ erwiderte Bleßing, „doch ist dasselbe eigentlich für einen andern Zweck, nämlich für den Gebrauch auf Seefahrzeugen, bestimmt. Dort wird sich dasselbe bei den Schwanungen des Schiffes sicher ganz vorzüglich bewähren und die umständlichen Einrichtungen ersparen, die man bis jetzt zum Festhalten des Geschirrs in Anwendung brachte. Was nun diesen Schutzhut hier betrifft,“ fuhr Bleßing fort, „so müssen Sie es mir schon einmal ohne den Beweis eines Experimentes glauben, daß man mit Hilfe desselben Speisen vom Morgen bis zum Abend und noch länger heiß erhalten kann; ein einschlägiger Versuch dürfte doch wohl Ihre Geduld auf eine zu harte Probe stellen?“

„Ich führe die gewöhnlichen Metallgloden zum Warmhalten der Speisen während der Mahlzeiten,“ bemerkte Hirschstein, „und finde, daß dieselben eigentlich genau so aussehen wie Ihre Schutzhüte.“

„Betreffs der Form besteht auch kein Unterschied!“ erwiderte Bleßing, „dagegen ist sehr wesentlich bezüglich des Materials. Vorstehende Glode wird aus starkem Filz und einem Ueberzug von Cellulose hergestellt und als Unterlage ist eine Steinplatte zu benutzen, so daß das eingeschlossene Gefäß von allen Seiten von schlechten Wärmeleitern umgeben ist. Um Speisen nur eine verhältnißmäßig kurze Zeit warm zu erhalten, wäre diese Einrichtung allerdings überflüssig und für diesen Zweck sind die von Ihnen erwähnten Metallgloden schon vollständig ausreichend. Die schlechten Wärmeleiter befähigen aber diese — beiläufig bemerkt, von du Taille in Paris konstruirte — Glode, Speisen, welche man nur angelocht hat, vollständig gar werden zu lassen, so daß nicht unbeträchtliche Ersparnisse an Feuerungsmaterial erzielt werden können. Wie ich mich überzeugte, verliert kochendes Wasser, das man unter diese Glode stellt, im Verlauf von sechs Stunden nur wenige Grade, so daß es ganz erträglich ist, wiewol all' jene Speisen, die nach einmaligem Anfochen nur noch einer anhaltenden stärkeren Erhitzung bedürfen, mittelst dieser Glode fertiggestellt werden können.“

„Sobald ich heimkomme!“ rief Müller aus, „werde ich meiner Frau von dieser Glode zum Fertiglochen erzählen, denn ich denke mir, daß gerade das längere Unterhalten eines, wenn auch nur mäßigen Feuers besonders kostspielig sein muß.“

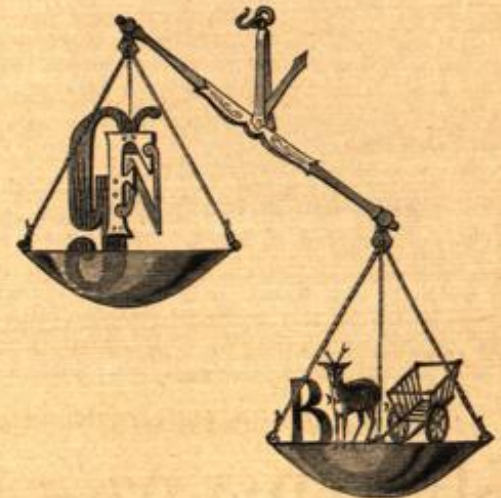
„Ohne Zweifel!“ bestätigte Bleßing, der jetzt einige Kartoffeln unter ein kleines, einer Presse nicht unähnliches Gerath schob. Als dann drückte er einen feillich aus letzterem hervorstehenden Hebel nieder und schmunzelnd, wie man überraschende Leistungen solcher Art zu betrachten pflegt, sahen Müller und Hirschstein, daß so gleich eine große Menge sauber geschnittener Spähne von mathematisch genauer Viertelantform herabfielen. Nachdem er den Hebel wieder nach oben bewegt hatte, erklärte Bleßing: „Einen einfacheren und nützlicheren Apparat als diese von A. Lyon in London bezogene Schnitzmaschine habe ich seit langer Zeit nicht kennen gelernt. Wie Sie jetzt beobachten werden, besteht der ganze Mechanismus aus dem unteren, aus Messerschneiden gebildeten Koste und der Pressplatte mit kreuzförmigen Einschnitten zur Aufnahme der sich ebenfalls in regelmäßigen Bieren kreuzenden Schneiden. Schiebt man die Pressplatte mit den Einschnitten über die Messer, so bleibt man die unter der Platte liegenden Kartoffeln nichts übrig, als sich schleunigst durch die Zwischenräume der Messer in Gestalt vierkantiger Spähne, wie Sie solche Joeben sahen, zu entfernen, und nicht besser ergeht es den Obst- und den verschiedenen Wurzelfrüchten, zu deren schneller Zerkleinerung sich die kleine, äußerlich widerstandsfähige Maschine gleichfalls vorzüglich eignet. Doch, nun möchte ich Sie bitten, mich wieder nach vorn zu begleiten,

wo ich Gegenstände habe, die Ihnen mehr zusagen dürften als diese Küchenfortschritte.“

„Sie wissen, wie sehr ich mich für letztere — übrigens schon aus geschäftlichen Rücksichten — interessire,“ entgegnete Hirschstein. „Doch folgen wir Ihnen natürlich mit Vergnügen und räumen der dort nahenden Herrscherin dieser Räume das Feld.“

Nachdem die Drei die Küche verlassen, hätten sie bei einiger Aufmerksamkeit wahrnehmen können, daß dort in auffallend schnellem Tempo Allerlei zurecht gerückt wurde, und auch muthmaßen können, daß in einem begleitenden Brummen das Gedämpfte des Ausdrucks wohl durch die Kraft des Inhaltes ausgeglichen wurde.

Bilderräthsel



Auflösung des Bilderräthfels Seite 323:

Mann mit zugedönschten Tischen,
Dir thut Niemand was zuleib;
Hand wird nur von Hand gewaschen,
Wenn du nehmen willst, so gib.

Palindrom.

Als gute Frucht ist's auf dem Feld zu finden,
Als Land in Aien liest man's von hinten.

Auflösung der Homonyme Seite 323:

Schnitzer.

Unseren Abonnenten

offeriren wir zum vorläufigen Aufbewahren der Nummern und späteren Einbinden des Jahrgangs 1885 unsere auf das Elegante ausgeführte

Original-Einband-Decke

zu

Illustrierte Welt

in feiner Leinwand mit reicher Goldpressung auf Deckel und Rücken zu dem sehr billigen Preise von nur **M. 1. 70 Pf. per Stück.** (In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preise noch der Eingangszoll.)

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kolporteurs und Boten, welche die Nummern und Hefte in's Haus bringen, die Beforgung. Postabonnenten wollen sich wegen Beforgung der Decke ebenfalls an eine Buchhandlung wenden. Auf Wunsch wird gegen frankirte Einendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmärken) auch von der Verlagsbuchhandlung direkt geliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vorm. Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Hrl. Emilie Günther in Magdeburg. Vielleicht das Buch von Garus Sterne: „Die Krone der Schöpfung“. Wir kennen den Geschmack und die Geisteshaltung des Verfassenden nicht.

Frau S. Wilde in Hannover. Vielleicht nützt Ihnen die „Fundgrube“ von Dr. Rauch in Vamberg.

Hausfrau im Kaukasus. Ein Abonnent in Luzern hat die Freundlichkeit, Ihnen ein bewährtes Rezept zu Schweizer Abkatz gratis einenden zu wollen. Wir bitten um die Adresse.

Hrn. J. G. H. in Braunschweig. Die chemische Fabrik auf Aktien (E. Schering) in Berlin stellt Wasserstoffsuperoxyd im Großen dar.

Hrn. Wilt. B. in St. Als ein ebenso gediegenes wie elegantes und dabei außerst billiges Geschenkbuch empfehlen wir Ihnen Herman v. Schmid's erzählende Dichtung: „Winland oder die Fahrt um's Glück“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Sie als Abonnent haben ein Recht auf den Ausnahmepreis von 2 Mark für das fein in Goldschnitt gebundene Werk. Ihre Bestellung richten Sie gefälligst an Ihre Buchhandlung, welche die Beforgung gern übernehmen wird.

Frau Mathilde Rennweis in Pest. Der Nahrungswert der Kartoffeln ist geringer als der des Brodes, selbst wenn beides mit Fett genossen wird. Daher Vorzicht bei dem Rinde.

Hrn. J. Braf in Wien. Humberg, Schindler & Compagnie.

